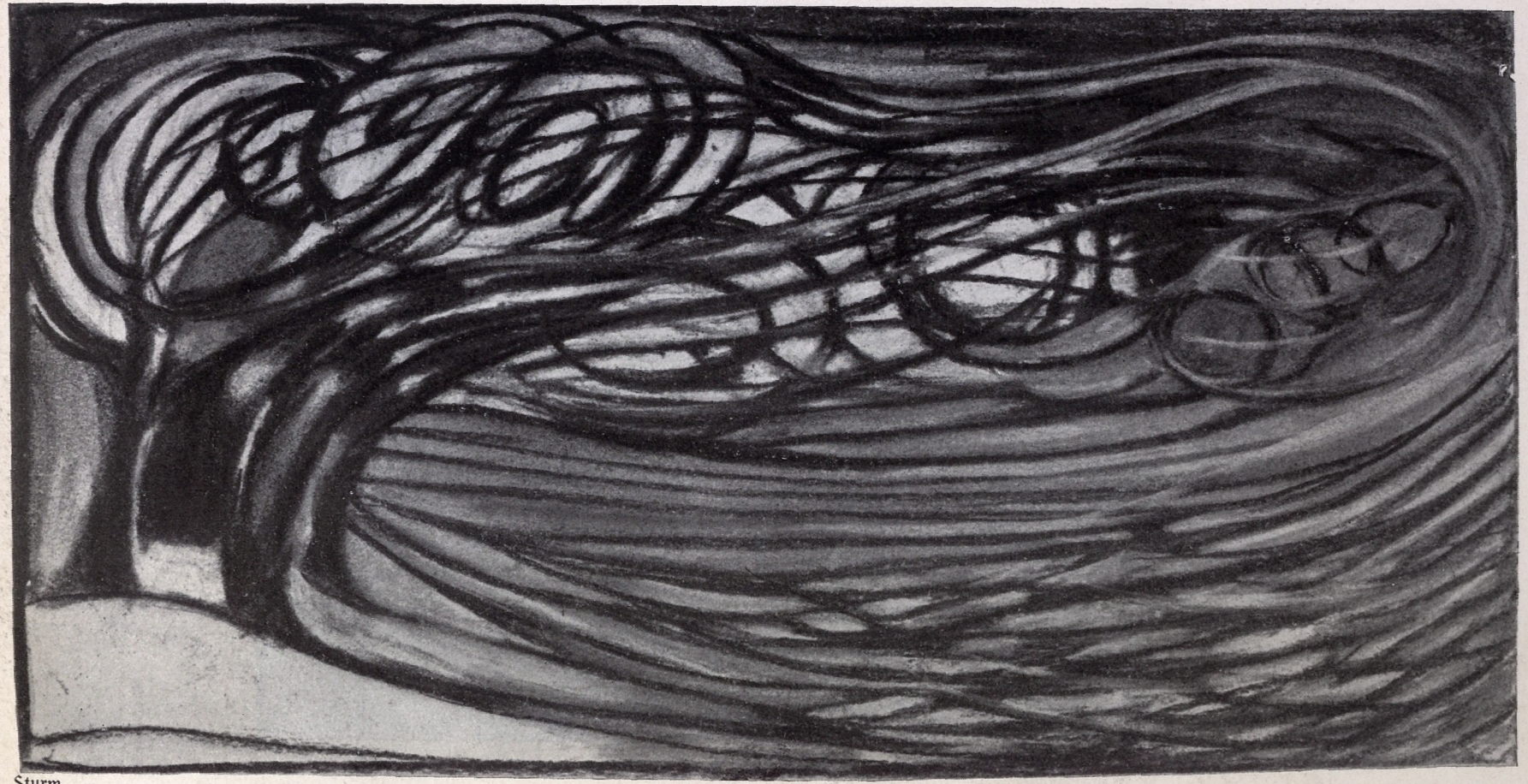
Alter — Rath. Schäffner

Zu dem Aufsatz? Neuland in der zeichnerischen Kunst?



Sturm

Kath. Schäffner

Seufzer

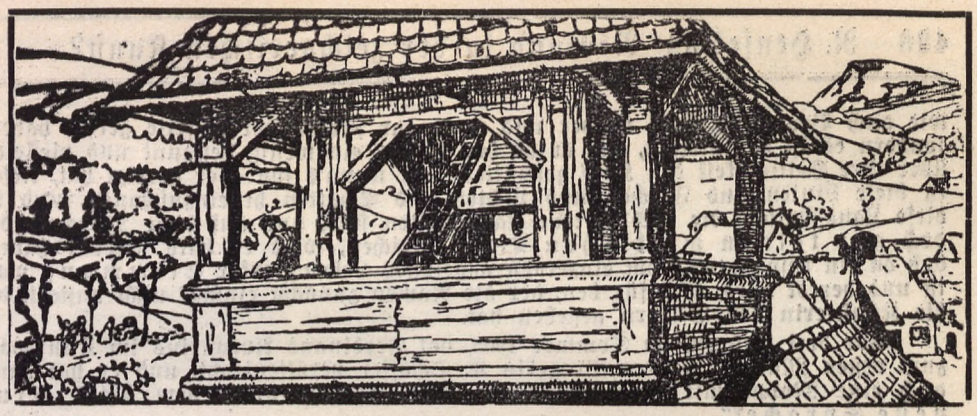
Rath. Schäffner

Zu dem Aufsatz: Neuland in der zeichnerischen Kunst?

„So dünket mir seltsam und fremd
Der Flüsse Gewässer, der einsame Wald"

Kath. Schäffner

Zu dem Aufsatz: Neuland in der zeichnerischen Kunst?



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 16 — 2. Maiheft 1911

Neuland in der zeichnerischen Kunst?

Ueber die Bilder von Katharine Schäffner. Ein Versuch.*)

„Neuland in der zeichnerischen Kunst" — das klingt ein wenig anspruchsvoll. Aber der geehrte Leser, der, wie es Brauch ist, zunächst einmal unser Heimatblätterheft nur um die Bilder durchgeblättert hat, wird dieses Heft vielleicht nicht,

*) In den Bildern von Katharine Schäffner zeigen wir unseren Lesern Beispiele einer Kunst, deren Sprache viele nicht verstehen. Anderen übermittelt sie echte, starke Werte. Es ist Neues in dieser Kunst, etwas, das so noch nicht versucht worden ist. Wir teilen dazu Aeußerungen von Menschen aus „einfachen" Lebensverhältnissen mit, von Leuten, die ganz gewiß nicht durch überfeinerte Kultur in ihrem ursprünglichen künstlerischen Instinkt unsicher gemacht worden sind. Diese Aeußerungen haben zweierlei Wert: sie bringen Klarheit darüber, ob dem Ausdruck der „neuen Sprache" eine zwingende Kraft innewohnt, so daß die Worte dieser Sprache in ihrem Sinn nicht nur in einem kleinen Kreis von Sonderlingen verstanden werden, sondern allgemeinere Geltung haben. Das ist das eine. Das andere, praktisch wichtigere, ist: Aeußerungen wie diese regen das eigene Erleben aufs fruchtbarste an; wenn man sich die Mühe nimmt, ihrer Entstehung nachzuspüren, sie mit der eigenen Empfindung zu vergleichen, zu ihrem Verständnis vorzudringen — dann wird man selbst so viel feiner, sicherer, tiefer erleben, daß dabei die gesamte Fähigkeit wächst, überhaupt künstlerisch zu erleben. Und dieser Gewinn ist unabhängig davon, ob man den Wert der „neuen Kunst" hoch oder niedrig einschätzt.

Für uns kommt's natürlich in der Hauptsache nur auf diesen zweiten, praktischen Wert der Sache an. Ohne ihn hätten wir keine Veranlassung, gerade in den Heimatblättern von der Kunst Katharine Schäffners zu sprechen. So aber ist uns die Gelegenheit um so willkommener, als wir hier einmal in der Lage sind, mit der Reproduktion den Originalen sehr nahe zu kommen, vor allem, weil sie nicht farbig sind; — über die argen Fälschungen, die mit jeder farbigen Reproduktion notwendig verbunden sind, haben wir ja erst kürzlich wiederholt gesprochen.

Die Klischees zu den Bildern stellte uns der Kunstwartverlag G. D. W. Callwey, München, freundlichst zur Verfügung. Die Bilder entstammen der von F. Avenarius herausgegebenen Mappe: Eine neue Sprache? Zweiundvierzig Zeichnungen von Katharine Schäffner (München, Callwey, 6 M).

wie auch Brauch ist, bald wieder und wohl gar für immer beiseite gelegt haben, sondern es ist zu fürchten, daß er ob der Bilder ein wenig gestaunt und vielleicht über ihre Seltsamkeit den Kopf geschüttelt hat; wenn's ihn aber gereizt hat, tiefer in diese Linien und Flächen und Lichter und Schatten hineinzuschauen, und in diese Landschaften, die doch keine Landschaften sind, und auf diese Tierchen, die doch gar keinen wirklichen Tieren gleichen, wird er bald gespürt haben, daß da ein besonderes, vom einzelnen abgelöstes Leben starker Stimmung wach ist und beredt wird, auch für den, der die Namen zunächst einmal nicht ansieht, die die Künstlerin den Bildern gegeben hat.

Vor drei Jahren, im Sommer 1908, hat Ferdinand Avenarius im Kunstwart zum ersten Mal Bilder der Pragerin K. Schäffer veröffentlicht, und er hat dann auch eine Mappe mit 42 Zeichnungen herausgegeben, unter dem Titel „Eine neue Sprache?"

Denn darum, um eine künstlerische Ausdrucksweise, die nicht, oder noch nicht, üblich ist, handelt es sich. Wenn wir von einem Bilde reden, so denken wir bisher immer an ein „Abbild": etwas, das wir ebenso oder doch ganz ähnlich in unserer Umwelt mit dem leibhaften Auge wahrnehmen können — und nur wie er Gestalten und Dinge im Bilde ordnet, wie er ihnen Licht und Schatten und Farben austeilt, das ist das Werk des Zeichners und des Malers .... Da ist nun „Der Sturm": Von dem, was wir gewöhnt sind — etwa von Wäldern, die sich biegen, oder von Meerfluten, die sich bäumen — sehen wir hier nichts: Nur Linien, die in mächtigem Schwunge hinfahren und anprallen und umkehren in großem Bogen, und sich verwirren und im Dahinschießen sich wieder lösen oder sich wirbelnd verschlingen. Linie und Bewegung — irgendwo, im Dunkeln, Ungewissen strömt es in breiter Masse aus, und zerrissen, in langen, schmalen, dunklen Streifen wird's weit hinausgeschleudert, und in wuchtigen Schlingen wälzt sich's dahin. — —

Es ist ein Versuch, in die Linien allein zu bannen, was der pfeifende, heulende Sturm in tausend Erscheinungen wirkt, nein, was er ist, ein Versuch, nichts zu malen als den Sturm in seinem Wesen allein, dies Wesen selbst im Bilde darzustellen, so, wie es in unserem Innern auflebt bei dem Worte „Sturm". Nicht die wütende See und nicht das strandende Schiff, nicht den jagenden Wüstensand, nicht gepeitschte Bäume — und doch: sie alle, diese Bilder, aber nur in ihrem Kern, in ihrem letzten Gehalt, finden wir in diesem Bilde vom Sturm wieder. Ist das eine leere Abstraktion? Ist es traumhaftes, vertieftes, auf innerste Wesenszüge verdichtendes Schauen?

Eines ist klar: So, mit dem Verzicht auf die konkrete Anschauung, auf die Darstellung wahrnehmbarer Erscheinungen, läßt sich nur Allgemeinstes ausdrücken, nur „Stimmung" oder „Gehalt". Aber das, vielleicht, mit ebenso gesammelterer Kraft. Warum sollen Linien, Flächen, Lichter, Schatten, Farben losgelöst von den Dingen, für sich allein, nicht reden können? Ist uns im Grün nicht der Freude der Hoffnung, scheint uns das Grau nicht trüb und schwer, Blau nicht tief oder heiter, mattschimmerndes Violett nicht traumhaft und berückend? Oder, da Farben für unsere Zeichnungen nicht in Frage sind, erwächst nicht auch, in der Karrikaturenzeichnung zum Beispiel, die Linie zu eigenem, selbständigem Leben? Schon Wilhelm Busch allein zeigt so „sprechende" Linien in Fülle, vom übermütigsten Kringel bis zum unvermögenden Zitterzickzack eines verhauchenden Daseins!

Und erleben wir nicht in der Musik schon längst auf ganz analoge Weise? Freilich auch: ganz allgemeine Stimmungen*), doch die umso inniger! Da haben Ton und Harmonie und Rhythmus ihr eigenes ausdrucksreiches Leben, losgelöst von aller Sinnenerfahrung in der Welt um uns. Was Ton und Harmonie und Rhythmus dem Ohre sagen, warum sollen Linie und Flächenform und Licht und Schatten und Farbe das nicht ähnlich dem Auge sagen können.

Schon die kleine Auswahl unserer Bilder zeigt, daß Katharine Schäffner ganz und gar nicht etwa die vollkommene Beschränkung auf diese „Elemente" der

*) Während die „konkreten Bilder", die die Musik in Empfänglichen wachruft, bei den einzelnen oft überaus verschieden, wenn nicht gar gegensätzlich sind.

künstlerischen Sprache mit bewußter Absicht erstrebt. Ueberhaupt hat ihr, als sie die Zeichnungen schuf, die Reflexion ferngelegen, und es ist wohl auch die Erkenntnis von der besonderen Art der Schöpfungen erst gekommen, als sie schon längst dawaren. -- Sehr oft fügt sich das Ganze in einen allgemein und unbestimmt gehaltenen landschaftlichen Hintergrund ein, zuweilen herrscht die geschaute „Landschaft" sogar durchaus vor, meistens geht die stärkste Wirkung von scheinbar wirr durcheinandergeworfenen Gebilden aus, die wie flüchtige, ins Typische gesehene Erinnerungsbilder in Fülle herzudrängender konkreter Vorstellungen erscheinen (gesträubtes Gefieder beim „Jähzorn", beim „Berühmten" das wehende Banner, der emporgeworfene Blick der Selbstvergötterung usw.), in anderen Fällen wieder wird eine solche Vorstellung selbst zum Kern (die Kleinigkeitstierchen).

Es wäre natürlich nichts törichter, als nun derlei Kunst „machen" zu wollen, ohne daß sie aus „freiem" Trieb, „naiv", erwüchse.

*

Kann diese Kunst nur dem Uebersensibeln etwas sein? Oder ist sie imstande, etwas so auszudrücken, daß es nicht gröblich mißverstanden wird oder allgemein unverständlich bleibt?

Die Ansichten darüber gehen weit auseinander. Eine eingermaßen zuverlässige, nicht bloß subjektive Entscheidung kann man nur erlangen mit Hilfe einer größeren Zahl von Versuchspersonen, die verständnisvoll auf Anregungen eingehen, ihnen zuverlässig folgen und ungestörte Muße auf den Versuch verwenden können.

Diese Bedingungen waren am Versuchsort, in Dr. Weickers Volkssanatorium in Görbersdorf in Schlesien, ausgezeichnet erfüllt. Fehlerquellen, wie stärkere gegenseitige Beeinflussung, Oberflächlichkeiten oder erquälte, unnatürliche Aeußerungen, konnten fast ganz ausgeschaltet werden. Alle Teilnehmerinnen und Teilnhmer hatten von den Schäffnerschen Bildern vorher nie etwas gehört oder gesehen. — Die vom Kunstwart herausgegebenen Bilder wurden sämtlich, außer 1. Alter, 2. Sturm, 3. Seufzer, ausgestellt. Die Patientinnen und Patienten, etwa 200, wurden bei Gelegenheit einer gemeinsamen musikalischen Abendunterhaltung besonders auf die Ausstellung aufmerksam gemacht. Diejenigen, die sich näher interessierten, wurden zu einer völlig zwanglosen, eingehenderen Unterhaltung über die Bilder eingeladen. Es erschienen etwa 50 bis 60 Teilnehmer. Die Besprechungen liefen auf die Gedanken und Analysen hinaus, die F. Avenarius' Begleitwort zur Mappe und die in diesem Aufsatz gegebenen Betrachtungen enthalten. Naturgemäß mußten die Erläuterungen wesentlich elementarer und ausführlicher sein. Schließlich wurde die Frage aufgeworfen: Wie weit kann man wohl das, was solche Bilder sagen sollen, aus den Bildern selbst herauslesen, ohne Hilfe der Unterschriften, aber auch ohne sich gewaltsam abzumühen und ohne sich zu nötigen, etwas Erzwungenes in die Bilder hineinzudenken? Fünfundzwanzig Teilnehmer und Teilnehmerinnen hatten Lust, darüber ein „Experiment" mitzumachen. Die drei Bilder, die bis dahin noch gar nicht gezeigt worden waren und nun, natürlich ohne Unterschrift, zum Vorschein kamen — 1. Alter, 2. Sturm, 3. Seufzer —, wanderten also während mehrerer Tage von einer Hand in die andere.

Es lag nahe, ein ziemlich „ungünstiges" Ergebnis zu erwarten. Umsomehr überraschte der Erfolg.

Jeder Teilnehmer erhielt ein Formular, das für jedes der Bilder folgende Fragen stellte: A. Welches Wort hat Ihrer Meinung nach denselben „Gehalt" wie das Bild? — B. Erinnert Sie das Bild an einen bestimmten Zustand, in dem Sie in Ihrem Leben einmal waren? Oder an eine bestimmte Begebenheit? Oder an etwas, was Sie gelesen haben? — C. Macht Ihnen das Bild mehr einen heiteren Eindruck, oder einen ernsthaften, oder einen traurigen? (Nähere Zusätze sind gestattet und erwünscht, Beisp.: heiter, übermütig, zum Lachen, und ähnliches.)

*

Zeichnung von K. Hanusch

Die Antworten lauteten:

1. Wanda B., hauswirtschaftlich tätig, 30 J. (Schluckenau i. B.): 1 *) Tiefes Schweigen. — 2. Freundschaft. — 3. Die Trauer.

2. Olga G., Hausmädchen, 23 Jahre (Meißen, Kgr. Sa.): 1. Zerstreuung (ernsten Eindruck). — 2. Eifer oder Pflicht (bestrebenden Eindruck). — 3. Nacht oder Finsternis (finsteren Eindruck).

3. Helene H., Hausmädchen, 20 J. (Görlitz): 1. Herbstfrieden, oder auch das Alter (ernsthaft oder öde). — 2. Meeresrauschen (ernst). — 3. ? (traurig).

4. Hilde H., Köchin, 28 J. (Gahlenz b. Oederan, Kgr. Sa.): 1. Eintönig (Stumpfsinn; ernsthaft). — 2. Heiterkeit (lebhaft, heiter). — 3. Traurigkeit (vermummt; traurig).

5. Minna H., Schneiderin, 24 J. (Dresden): 1. Alter oder Vergänglichkeit (ernst). — 2. Sturm oder Meeresbrausen (unruhig). — 3. Macht mir einen traurigen Eindruck wie lauter Seufzer.

6. Hedwig K., Köchin, 23 J. (Wurzen, Kgr. Sa.): 1. Stück Garten von einem Bauernhofe (erinnert mich an etwas Trauriges, das man überwunden zu haben glaubt; schlicht und ruhig). — 2. Phantasie (erinnert mich an die Naturbestimmung aller Lebewesen, z. B. das Zusammenfließen zu einem Ganzen, das sich wiederum teilt, an das Werden oder Wiederholen; heißt mich nachdenken). — 3. Meeresgrund (verborgene, unergründliche Tätigkeit; myströsen mehr wißbegierigen Eindruck).

7. Bertha M., 21 J. (Wiesenthal b. Georgswalde i. B.): 1. Vergangenheit, Alter (erinnert an den Herbst; ernsthafter Eindruck). — 2. ? (Aufregung; ernsthaft). — 3. Geheimnis (traumhaft, ruhend).

8. Alma S., Stütze, 18. J. (Särchen b. Bautzen): 1. Das hohe Alter (erinnert mich an eine gebrechliche, sterbende Person, bei welcher es an ein Wetterleben nicht mehr zu denken war; macht mir einen ernsthaften, hoffnungslosen Eindruck, gleichsam zerstört und schauerlich). — 2. Drohung (führt mich zu einer Geschichte zurück, in welcher die Wellen des Meeres das Schiff zu verschlingen drohten; macht mir einen furchtsamen**), ernsten Eindruck). — 3. Trübsal (erinnert mich an das Begräbnis meines verstorbenen Vaters; macht mir einen traurigen, ergreifenden Eindruck).

9. Margarete S., Lageristin, 27 J. (Dresden): 1. Alter (ernst). — 2. Sturm (wild). — 3. Traurigkeit oder Trübsal (traurig).

10. G. S., Stütze, 17 J. (Dresden): 1. Aus Erinnerung (traurig). — 2. Gewalt (wuchtigen Eindruck). — 3. Die Nacht (finsteren Eindruck).

11. Käthe U., Haustochter, 20 J. (Dresden): 1. Dieses Bild soll meiner Meinung nach das „Alter" vorstellen (kahlen, knochigen Eindruck). — 2. Hier kommt es mir vor, als sehe ich in diesem Bilde den „Sturm" oder die „Macht" (gewaltigen, mächtigen Eindruck). — 3. Deses Bild stellt meinem Auge „Trauer" oder „Schmerz" dar (unheimlichen, stummen, bedrückenden Eindruck).

12. Paula W., Kontoristin, 23 J. (Dresden): 1. ? — 2. Lebensschifflein. (Ein junger Mann tritt ins Leben hinaus. An Mutwillen, Kühnheit, Trotz und Uebermut fehlt es ihm nicht; damit glaubt er die Welt stürmen zu können. Doch die Erfahrungen fehlen ihm und gerade dieser Mangel macht ihm im Anfang das Leben recht schwer; er muß tüchtig kämpfen, bis sein Schifflein in einem ruhigeren Fahrwasser gleitet. Je weiter er hinaussteuert, desto sicherer wird seine Hand, die Wogen werden immer kleiner, bis das Schifflein schließlich ganz ruhig und bedächtig seinen Lauf beschließt, der Heimat entgegen, und je näher es dieser kommt, desto reiner und geklärter sind die Wogen, die es tragen . . . Zum Anfang und oberen Teil des Bildes erscheint mir der Vers passend: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, er stürmt ins Leben wild hinaus", während mich der untere, letzte Teil an das Lied erinnert: „Ich möchte heim, das Schifflein sucht den Hafen, usw." . . . Das Bild erinnert mich an einen gehabten Seelenzustand, und besonders

*) Diese Ziffern 1, 2, 3 bezeichnen also die auf den ersten Bildseiten dieses Heftes wiedergegebenen Zeichnungen: 1. Alter, 2. Sturm, 3. Seufzer.

**) gemeint ist „furchterregend".

an einen Augenblick, wo ich eine solche Empfindung hatte, wie sie das Bild ausdrückt, eine Empfindung, die treffend auf die Verszeile paßte: „Also bringt ein Lichtgedanke, den mir Gott beschieden, in das wilde Flutgeschwanke meiner Seele Frieden." . . . Ernsthaft-zufriedener Eindruck.) — 3. Böses Gewissen. (Eine ganze Kette dunkler Taten; eine reiht sich an die andere an, sodaß sich daraus ein großes Ganzes bildet. Doch das Streben ist nicht aufwärts, sondern nach unten gerichtet, die Gedanken sind schwarz und düster. Das stellenweise durchschimmernde Licht soll wahrscheinlich bedeuten, daß auch hier einmal das Gewissen wach wurde, Erkenntnis und Reue über das verlorene Leben durchbrach und der Vorsatz vorhanden war, den Weg zur Besserung anzutreten; doch dieses Bestreben war zu schwach, um den von Neuem hereinbrechenden Versuchungen zu widerstehen. Das Böse siegte wieder, und nun geht's unrettbar dem Abgrund entgegen. . . Ueber allem lagert ein Druck der Schwere, der es unmöglich macht, das Haupt frei emporzuheben. Unheimlich ist die Spannung, mit der es der herannahenden Vergeltung entgegensieht. „Der Wind im Hain, das Laub am Baum, saust ihm Entsetzen zu". . . . Unheimlicher Eindruck.)

*

13. B., Schlosser (Riga): 1. Die Einsamkeit (trübselig). — 2. Die Ausgelassenheit (belustigend). — 3. Das Geheimnis (finster).

14. Max B., Zuschneider, 33 J. (Dresden): 1. Einsamkeit (Ruhe; friedlich). — 2. Träumerei. (Wenn man in einen Zustand ist, den man sozusagen bleiernen Schlaf nennt, wo man dann alles bunt durcheinander träumt und doch dann nicht weiß, was einen geträumt hat . . . macht einen fast komischen Eindruck auf mich; so müssen einem die Gedanken nach einer toll durchlebten Nacht im Kopf herumwirbeln.) — 3. Hoffnung. (Der Mensch hat manche Hoffnungen so hoch gespannt und sieht alles im Lichten, während schon wie hier die Wolken des Schicksals drückend darüber hängen . . . macht einen zweifelhaften Eindruck auf mich, gerade als wenn sich die Wolken senken wollten und wieder dieses stolze und hochgespannte Vorhangmäßige zusammendrücken.)

15. Otto F., Maurer und Zimmermann, 25 J. (Schwenten, Schl.): 1. Macht mir einen heiteren Eindruck, anderseits einen einsamen Eindruck. — 2. ? — 3. Macht mir einen stillen, ruhevollen Eindruck.

16. Georg G., Kontorist, 19 J. (Elbing): 1. Das Alter („Es scheinen die alten Weiden so grau"; beruhigend, erregt Mitleid). — 2. Untugend (ernst, doch etwas übermütig). — 3. Haß und Groll (ernst, geisterhaft).

17. Richard G., Maler, 28 J. (Zoppot): 1. Einsam, verlassen (völlig ruhigen Eindruck). — 2. Willensstärke (entschlossen, ernst). — 3. unheimlich (traurig).

18. H., Privatus, 41 Jahre (Großschönau): 1. Hoffnung bei einer schweren Krankheit, Frühlingshoffnung. — 2. Sturmbewegtes Leben, oder Unfriede im Hause, oder auch vielleicht Unglück in der Familie (erinnert an schwere Prüfungen in der Familie). — 3. Herzenstiefen, oder Einsamkeit, oder Verlassen, oder Unergründlich (sieht aus als wenn Fische, durch den Mund angereihet, halb im und halb oberhalb des Wassers hingen).

19. H., Maschinist, 31 J. (Meißen): finde absolut kein Wort.

20. Leo H., Kaufmann, 32 J. (Schwerin a. W.): 1. Hoffnung auf bessere Zeiten (weinend, im Krankheitszustande, nachdem die Hauptkrisis vorüber; am eigenen Körper durchgemacht . . . melancholisch wirkend). — 2. Stark verirrt, Sehr leidend (ein furchtbar Stoßen und Jagen des Lebens, geht sehr auf Irrwegen, daher im „Leiden" begriffen . . . etwas sehr stürmisch). — 3. In Verzweiflung oder Im Kerker oder einfach Eingesperrt (erinnert mich des schönen Liedes „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" . . . finster und traurig wie die Nacht).

21. H. K., Maurer, 33 J. (Bunzlau): 1. Einsam. — 2. Phantasie. — 3. Ruhe.

22. R. K., Handlungsgehilfe, 20 J. (Stettin): 1. Mitternacht (erinnert mich an eine gelesene Erzählung; ernsthaft, unheimlich). — 2. Traum (erinnert mich an einen im Fieber gehabten Traum; ernsthaft). — 3. ? —

23. P., Korbmacher, 29 J. (Konradswaldau, Schles.): 1. Traurig. — 2. Phantasie. — 3. Furchtsam.

24. Otto T., Schlosser, 31 J. (Danzig): 1. Ernsthaft. (Als wenn ein alter Mann hinten ist. Da ist das Licht, so ein Uebergang, er hält sich noch, aber die Weide biegt sich, er geht doch ab. Da ist noch Kraft, aber das Alter nimmt ihm doch.) — 2. Heiter (nicht genauer betrachtet). — 3. Traurig. (Als wenn ich etwas sehr Liebes habe, will mal sagen eine Braut, ich bin ja verheiratet, aber die Brautzeit ist doch die schönste, als wenn ich eine Braut möcht haben und die möcht da liegen, tot, aber ich möcht mich noch auf ihr stürzen; die Liebe, die sitzt noch in einem — weil's hell da ist, aber das Schwarze an den Seiten das nenne ich Trauer — als wenn meine Braut da möcht liegen und soll beerdigt werden, aber es ist mir noch gar nicht so als wenn sie fort sollte.*)

25. Paul W., Schriftsetzer, 27 J. (Breslau): 1. Schweigende Trauer oder „Laßt mich mit meinem Schmerz allein" (traurig). — 2. Leidenschaft (ernsthaft). — 3. Begrabene Hoffnungen (traurig).

*

Also fast alle Aeußerungen treffen, obwohl irgend eine Bekanntschaft mit dem Richtigen, die von vornherein höchst unwahrscheinlich war, durch schriftliche Versicherungen auf der Rückseite der Formulare in Abrede gestellt wurde!

Gewiß handelte es sich um — verhältnismäßig — „leichte", „sprechende" Bilder, das Blatt „Seufzer" aber ist schon so typisch und ist so frei von „erleichterndem" Vorstellungsmäßigem, ist so sehr „reine Zeichnung", so ausschließlich Licht und Dunkel, Linienbewegung, Hin und Her, Uebereinander und Ineinander von Flächen, daß es erstaunlich ist, daß nicht nur so zahlreiche, geradezu poetische, aufs Feinste „treffende" Umschreibungen des in dem Worte umschlossenen Stimmungs- und Vorstellungsgehaltes gegeben werden (24!), sondern sogar das Wort „Seufzer" einmal genannt wird. Bei den beiden anderen Bildern sind ja die „wörtlichen Treffer") sogar sehr häufig!

Daß die Empfindungen so vieler vor den einzelnen Bildern sich auf so klar und eng umgrenztem Raume zusammenfinden, das beweist wohl, wieviel größer die innere Sicherheit des Ausdrucks ist, die diesen Versuchen in der Kunst „reiner Zeichnung" innewohnt, als die meisten von vornherein annehmen werden. Wir wollen aber den Versuch, dessen Ergebnis hier mitgeteilt ist, nicht theoretisch verarbeiten; die Untersuchung würde noch manches Problematische und manches bedeutsame Positive zutage bringen — das Wichtigste ist wohl nicht, daß die Zeichnungen gerade so oder so übereinstimmend in den meisten Fällen, wirken, sondern daß sie überhaupt starke, unmittelbare Stimmung wecken, daß sie das Erleben des Betrachters anregen, es reicher und feiner machen: daß sie wirken wie alle wahre Kunst, als „Dichtungen" aus reichem inneren Schauen und starkem Fühlen.

Manchem, der noch abseits steht und die eigenartige Schönheit dieser Zeichnungen nicht empfinden kann, mögen sich wohl die Bilder erschließen, wenn er sich in die Worte der einzelnen Versuchsteilnehmer ein wenig vertieft.

R. Henseling.

*) Dieser Teilnehmer kam und meinte, er hätte ja schon mancherlei, aber er wüßte es nicht zu Papier zu bringen; das in Klammern stehende äußerte er mündlich, ohne die Bilder zu sehen, aus der Erinnerung. Diese Ausführungen sind also hier genau nach dem Stenogramm wiedergegeben.

Ein preußischer Prinz

Ein stiller, ein bescheidener Prinz, der — wie nach dem Sprichwort die besten Frauen — nicht gern von sich reden machte, war jener im Juli 1783 in Berlin geborene Bruder König Friedrich Wilhelm III., Prinz Wilhelm, nochmals zur Unterscheidung von seinem Neffen Wilhelm (dem späteren Kaiser Wilhelm I.) „der Aeltere" genannt. Dreizehn Jahre jünger als sein kronprinzlicher Bruder genoß er die Erziehung eines Hohenzollernprinzen mit Ernst und Gewissenhaftigkeit, wie er denn manchen Zug, vornehmlich Zurückhaltung, Widerwillen gegen alles Gemeine, Achtung vor aller Tüchtigkeit, wo sie sich auch zeigen mochte, mit seinem Bruder gemeinsam hatte, ohne in dessen zaudernde Bedenklichkeit zu verfallen.

20 Jahre alt lernte er während einer Truppenschau in Franken die liebreizende Prinzeß Maria Anna von Hessen-Homburg kennen, mit der ihn bald innige Liebe, eine Liebe fürs Leben, verband. Kaum gab es ein schöneres Paar als diese beiden Fürstenkinder, sie waren für einander geschaffen. Im Januar 1804 führte Wilhelm seine Marianna, wie er sie von nun ab nannte, als sein Ehegemahl heim, von der Einwohnerschaft Berlins nicht minder freudig empfangen wie vordem Friedrich Wilhelm und die unvergeßliche Luise.

Prinz Wilhelm hatte seine militärische Ausbildung bei der Garde mit Eifer und Erfolg betrieben, er war ein ausgezeichneter Soldat und Truppenführer geworden. Dies zu erweisen bot sich bald Gelegenheit. Das für Preußen furchtbare Jahr 1806 brach herein. Jena und Auerstädt! Welches brave Preußenherz empfände beim Hören dieser Namen nicht immer wieder den glühenden Schmerz, den Scham und Zorn im Patrioten entzünden; aber wie ein Stern in finsterer Nacht leuchtet der kühne, wenngleich vergebliche Reiterangriff des Prinzen Wilhelm bei Auerstädt hervor, der, als schon die preußische Armee ganz verloren schien, die zahlreichen Karrees der Franzosen so beschäftigte, daß nicht blos ein guter Teil der preußischen Truppen, sondern auch die Ehre des geschlagenen Heeres gerettet wurde.

Es folgte der empörende Friedensschluß von Tilsit, der den Prinzen Wilhelm so erregt haben soll, daß er bei der Beratung seinen Degen zerbrach. Der Uebermut des unversöhnlichen Feindes zeigte sich nun in vollem Maße: Wurden auch die unverschämtesten Kontributionen bezahlt, so zog Napoleon doch seine Truppen nicht aus Preußen zurück. Da erbot sich Prinz Wilhelm, nach Paris in die Höhle des Löwen zu gehen und alles daran zu setzen, erträglichere Bedingungen zu erreichen. Seine Gemahlin begleitete ihn. Hämisch und unwürdig behandelt, immer hingezogen, oft hart abgewiesen, wußte doch der Prinz, der sich und seine Gemahlin dem Usurpator sogar als Geiseln anbot, die große Kriegskontribution für Preußen von 180 Millionen auf 140 Millionen Francs herabzudrücken und das Versprechen der allmählichen Zurückziehung der französischen Besatzungstruppen aus Preußen zu erreichen. Die Berliner wußten seine Tätigkeit in Paris so zu schätzen, daß sie ihm bei seiner Rückkunft die Hände und Kleider küßten, als ob er Glück und Frieden mitbrächte. So bescheiden war durch das große Unglück der Sinn geworden!

Prinz Wilhelm hatte von Paris nicht nur bessere Friedensbedingungen, sondern als stiller Beobachter auch eine tiefgehende Kenntnis des höfischen Treibens in der Nähe Napolons und die Ueberzeugung mitgebracht, daß der Kern der usurpatorischen Herrlichkeit faul sei und eine Zeit komme, die diese Pracht zu Staub zermalmen werde. Diese feste Zuversicht teilte sich bald dem preußischen Hofe, namentlich der Königin Luise und ihren Getreuen mit und fand ihren Weg in das Volk, so nicht wenig zur ausdauernden Vorbereitung für das Befreiungswerk ermutigend.

An dem Werke von Scharnhorst's, der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, der allmählichen militärischen Ausbildung der waffenfähigen Preußen unter den argwöhnischen Augen der feindlichen Besatzungstruppen, beteiligten sich die Hohenzollernprinzen Heinrich, Wilhelm und August mit voller Hingabe. Willig ordneten sie sich damals wie auch später den vom König berufenen militärischen Autoritäten unter und begehrten nichts für sich als bescheidene Führerstellen, um ihrem Vaterlande bei Abschüttelung des Sklavenjoches dienen zu können. Prinz Wilhelm beschäftigte sich damals besonders mit der Ausbildung der Reiterei, seiner Lieblingswaffe.

Und die Zeit des Harrens und der unermüdlichen Arbeit ging vorüber. Der große Korse, unbelehrt durch die Erfahrungen seiner Heere in Tyrol und Spanien, zog mit seiner neuorganisierten Riesenarmee gen Rußland, um auf seinem Welteroberungszuge wieder eine Etappe weiter zu schreiten. Da ereilte ihn das Schicksal! Und als der elende Rest seiner stolzen Scharen durch Deutschland zurück nach Frankreich wankte, da erhob sich das preußische Volk wie ein Mann, das Joch abzuschütteln, und in Schlesien bildete sich das schlesische Heer, zu dessen Oberfeldherrn der König den „tollen Blücher", einen der volkstümlichsten Gestalten des preußischen Ostens, und zu seinem Berater den bewährten, kriegstüchtigen Gneisenau ernannte. In bescheidenen Stellungen wurden in dieses schlesische Heer die Prinzen Wilhelm, August und Friedrich eingestellt, und so zogen sie denn im Mai 1813 mit nach Großgörschen zu ersten Schlacht, die unentschieden blieb und die Hoffnungen der Patrioten gar sehr herabstimmte. Prinz Wilhelm aber durfte mit Genugtuung auf sein Tagewerk zurückschauen: eine Batterie, drei Bataillone Fußvolk und ein Trupp Reiterei des Neyschen Korps wurden von Wilhelms Reitern ins Dorf Starsiedel mit Ungestüm zurückgeworfen. Daß der Prinz unverwundet blieb, ist ein Wunder zu nennen, denn er sprengte bei allen Attacken seiner Truppe voraus und war der erste, der mit dem Feinde handgemein wurde. Ohne Opfer aber ging es freilich nicht ab: der junge Schwager des Prinzen Wilhelm, Prinz Leopold von Hessen-Homburg, starb hier als erster der sechs gegen Frankreich kämpfenden Brüder den Heldentod. Sein erzenes Denkmal, von Rauchs Hand geformt, schmückt den Park zu Fischbach im Riesengebirge. Auch Scharnhorst wurde in der Schlacht tödlich verwundet.

Im August desselben Jahres, nach Ablauf des Waffenstillstandes, finden wir den Prinzen Wilhelm wieder in Blüchers Nähe an der Katzbach und der wütenden Neiße. Die Schlacht an der Katzbach ritt er im ersten Treffen mit und hatte großen Anteil an der befreienden Tat, dem ersten unzweifelhaften Sieg der Preußen über ihre bis dahin schier unbezwingbaren Feinde.

Am großen Taage der Ehre bei Leipzig begleiteten Prinz Wilhelm und Major Rühle den Oberführer Blücher in Bernadottes Lager, um ihn zur Mitwirkung am Einkreisen des Korsen zu bewegen; nur mit vieler Ueberredungskunst gelang dies, nachdem Blücher sich für diesen Tag eines Teils seines Oberkommandos zugunsten Bernadottes entäußert hatte. So furchtbar schwer war es, ein einheitliches Wirken der Alliierten zustande zu bringen. Und als die dreitägige Völkerschlacht tobte, stand Prinz Wilhelm wie immer auf ausgesetztem Posten und vermittelte die Verbindung zwischen dem Nordheere und dem schlesischen Heere. Auch er mit seinen Truppen hatte den furchtbaren Vorstößen des eingekreisten Löwen standzuhalten. Wieder bluteten an diesen Ehrentagen zwei seiner Schwäger auf dem Schlachtfelde, er selbst aber blieb unverletzt, obwohl auch er mit höchster Tapferkeit sich den feindlichen Geschossen und Schwertern aussetzte.

Und mit Blücher zog er in der Neujahrsnacht 1813/14 über den Rhein und erhielt dort bei Caub das Kommando über die Brigade Hünerbein.

Es folgten jene wütenden Kämpfe auf der Linie der nach der französischen Hauptstadt vorrückenden Verbündeten, die noch einmal Bonapartes hervorragendes kriegerisches Genie leuchten ließen. Mit wenig geschulten, jungen Truppen wußte er seinen Gegnern Schlag auf Schlag beizubringen. Aber in den Führern des schlesischen Heeres fand er würdige Gegner: heut geschlagen, rafften sie sich morgen zu wuchtigem Gegenschlage auf und ließen sich auch durch die verwegensten Scheinmanöver des Korsen von ihrem heiß erstrebten Ziel Paris nicht abbringen. Am 4. Februar 1814 stürmten die Preußen, darunter Prinz Wilhelm mit seiner Brigade, Chalons; am 11. und 14. desselben Monats erfuhren die Preußen den Wechsel des Schlachtenglücks bei Montmirail und Champaubert, sie wurden geschlagen und zurückgedrängt. Die Prinzen, namentlich Prinz August, der die preußische Nachhut bei Champaubert führte, rette hier in einer „Nacht der Trübsal" die schlesische Armee dadurch, daß er mit seinem Korps viele Stunden lang und unter furchtbaren Verlusten die wütend herandrängenden Franzosen aufhielt. Prinz August erhielt vom König hierauf das Kommando über das Fußvolk beim Korps von Kleist, Prinz Wilhelm den Befehl über eine Division. Prinz Wilhelms Dank war höchste Bravour in der Schlacht bei Laon den 9. und 10. März, in der er mit Schlesiern, Lit-

Zeichnung von K. Hanusch

tauern und Brandenburgern zur Nachtzeit, alles vor sich niederschmetternd, in das Dorf und darüber hinaus vordrang und 45 Geschütze eroberte.

Nicht weit mehr von Paris hätte beinahe der stachlige York, der Isegrimm genannt, während Blüchers Krankheit (Augenleiden) Unheil angerichtet; er wollte sich durchaus den Anordnungen des Oberkommandos nicht fügen und war entschlossen, das Heer zu verlassen; ein liebenswürdiger Brief des Prinzen Wilhelm und ein ebensolcher Blüchers brachten ihn aber zur Besinnung.

Am 30. März erreichte man Paris. Die schlesische Armee beteiligte sich sofort an der Besetzung der Vorstädte. Prinz Wilhelm mit seiner Division half der preußischen Garde bei Maisonnettes die wilden Angriffe des Generals Curial abweisen, drang auf beiden Seiten des Kanals Ourcq vor, stürmte La Villette und weiter bis an die Barrieren von La Villette und Pantin. Der Kampf währte von vormittags 11 bis nachmittags 4 Uhr. Da wurden weiße Tücher geschwenkt, Paris ergab sich!

Während ihr Gemahl sich im Kampfgewühl bewährte und wie jeder brave Preußensohn sein Blut fürs Vaterland einsetzte, erfüllte Prinzeß Marianne zu Hause nicht minder erhabene Aufgaben. Als berufene Nachfolgerin der Königin Luise gründete sie die deutschen Frauenvereine zur Pflege der im Kriege Verwundeten und Erkrankten und war selbst unermüdlich und furchtlos in den Lazaretten tätig. Freiherr vom Stein sagt über sie: „Sie verband mit allem Glanze äußerer Schönheit ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüt", und Kaiser Wilhelm II., der bei seiner am 16. August 1906 in Homburg gehaltenen Ansprache ihr Lebensbild in begeisterten Worten entwarf, brach in den Ausruf aus: „Welch ein Segen hat auf dem Wirken dieser Frau geruht!"

Der Kaiser Napoleon hatte abgedankt und weilte unfreiwillig auf Elba. Malen wir uns den Empfang der Sieger in Berlin aus! Nicht lange, und es begann das Satyrspiel des Wiener Kongresses, zu dem auch Prinz Wilhelm abgeordnet war. Aber er allein, den die Frauen gern vergöttert hätten, hielt sich fern von allen den rauschenden Festen, bei denen die europäischen Fürsten und Diplomaten die Politik vergaßen und schrieb nur täglich seiner heißgeliebten Marianna. Die lustigen Wienerinnen — sagt Treitschke — konnten es nicht begreifen, daß dieser schöne, vielumworbene Mann, der doch wie ein Löwe focht, für ihre feurigen Blicke unempfänglich blieb und seine geliebte Gemahlin gar nicht vergessen wollte.

In die Wiener Freuden platzte wie eine Granate die Kunde von Napoleons Flucht von Elba und seiner Landung in Frankreich. Alles eilte wieder zu den Waffen und Prinz Wilhelm war abermals in der Blücherschen Armee. Bei Belle-alliance verfolgten er und Gneisenau die fliehenden Franzosen, und kein Haar fehlte, so hätten sie Napoleon selbst bei Genappe gefangen, sein Wagen und Gespann, Hut und Degen fielen in die Hände der preußischen Husaren. Die ganze Nacht hindurch jagten Prinz Wilhelm und Gneisenau mit ihren Reitern den Feinden nach, ihnen keine Ruhe lassend, bis sie in alle Winde zerstoben waren oder das Feld bedeckten. Napoleons Schicksal war besiegelt, und auf St. Helena endete seine große Laufbahn.

Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, einer der wackersten, tüchtigsten Freiheitskämpfer, konnte sich nach Beendigung des Krieges zwar der Oeffentlichkeit nicht entziehen, mußte vielmehr die ihm vom Könige anvertrauten Aemter (1817 eines Staatsverwesers während der russischen Reise des Königs, 1824—1829 eines Gouverneurs von Mainz, 1830 und 1831 eines Generalgouverneurs der Rheinprovinz und Westfalens) getreulich verwalten, doch ist es für sein Wesen recht bezeichnend, daß von diesen Ehrungen und Vertrauensbeweisen das Volk kaum etwas weiß. Der Prinz machte eben nicht viel von seinen Taten und Leistungen her, er blieb still und bescheiden, ein glücklicher Gatte und Vater, und suchte seine Freude im Genuß der Natur und seiner prächtigen Familie. Und nun tritt er uns Schlesiern recht nahe. 1822 kaufte er Schloß und Herrschaft Fischbach in den Vorbergen des Riesengebirges, am Fuße der erhabenen Falkenberge. Eine herrliche Zeit brach für das schlesische Riesengebirge an: Gräfin von Reden in Buchwald, Witwe des ehemaligen Staats- und Bergministers von Reden, General Graf Gneisenau in Erdmannsdorf, die Fürsten Radziwil in Ruhberg bei Schmiedeberg, die Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn, die Grafen Stolberg in Jannowitz u. a. hielten gute Freundschaft, belebten die Gegend durch gegenseitige Besuche und taten ihren Gemeinden viel Gutes

an. Die prinzlichen Herrschaften in Fischbach hatten viel Freude an ihren Kindern, dem bedächtigen Adalbert, der nachmals sich um die Errichtung unserer Flotte so verdient gemacht, dem freundlichen Waldemar, dessen Indienreise später Interesse hervorrief, die lebhafte, liebreizende Prinzeß Marie, der als Königin von Bayern das Schicksal so Tragisches auferlegte, und die Prinzeß Elisabeth, spätere Großherzogin von Hessen-Darmstadt. Wie gern sahen die Fischbacher Dorfbewohner das prinzliche Ehepaar und die blühende Kinderschar die Umgebung des Dorfes durchstreifen, auf den Neudorfer Höhen Pilze suchen, im Kantorhause Kirmeskuchen schmausen, beim Erntekranz sich unter den Schnittern tummeln, die Prinzen mit den Bauernmädchen, die Prinzessinnen mit den Amtleuten, Adjuranten und Bauernsöhnen tanzen! Und wie priesen sie die Güte der kleinen Prinzessinnen, denen keine Stiege zu finster und gebrechlich, keine Entfernung zu groß, kein Wetter zu schlecht war, wenn es galt, einem armen, kranken Weiblein oder einem verunglückten Holzhauer leibliche Erquickung, Geldunterstützung und Trost zu bringen. — Die Bewunderung der einfachen Leute erregte auch stets die nimmer versiegende Galanterie und zärtliche Sorgfalt, mit der der Prinz seine Gattin umgab. In dieser Zeit wird auch die prinzliche Familie ihre glücklichsten Tage verlebt haben; der Prinz, sonst so verschlossen gegen alles, was außerhalb seiner Familie lag, war damals öfters zum Scherz gestimmt, foppte gern einmal irgend welche ihm lieb gewordenen Dorfbewohner und freute sich königlich, wenn sie auf den Leim gingen oder sich über sich selbst ärgerten. Dorf Fischbach darf sich jener Zeiten erinnern an Legaten, die heut noch ihren Segen streuen, obschon die Hände, die sie spendeten, sich längst nicht mehr regen.

Ein reizender Park mit Mooshütten, einer Gärtnerei, einer Cottage, wunderschönen Teichen erstand um das altertümliche Schloß, das aus der Templerzeit stammen soll, von den Bergen grüßten Warttürme und freigelegte Felsgipfel (Friedrich-Wilhelm-Stein, Mariannenfels) ins Tal herab, am Falkenberge bot ein Schweizerhaus trauliche Rast, und hoch auf dem Gipfel des Falkensteins erhob sich ein mächtiges gußeisernes Kreuz, ein Zeichen des frommen Sinnes unseres Prinzen. Das Schloß wurde ein kleines Museum für künstlerische Bildwerke, wertvolle Bücher, reizende Werke der Mechanik.

Unterbrochen wurde das Stilleben 1830 durch unverhofften Besuch des Königs von Preußen, des Zarenpaares, der Kurfürstin von Hessen, der Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg, der jungen Prinzen Wilhelm (des Jüngeren) und Karl nebst ihren Gemahlinnen u. a. Auch Alexander von Humboldt und die berühmte Sängerin Henriette Sontag nahmen an dieser einzigartigen mehrwöchentlichen Sommerfrische gekrönter Häupter teil. Prinz Wilhelm, der Gastgeber, soll nicht wenig den Kopf geschüttelt haben, als er die freudige Nachricht von diesem Besuch empfing und nun Hals über Kopf alles zum Empfang richten mußte; aber es lief alles — trotz schlechten Wetters und verregneter, verstürmter Gebirgspartien — so trefflich ab und namentlich trat der König aus seinem sonstigen Ernst so sehr heraus, daß diese Episode doch viel Freude in Fischbach zurückließ.

Noch einige Jahre erfreute sich die prinzliche Familie ihres ländlichen Aufenthaltes, dann riß die Staatsraison den Prinzen oft hinweg von den friedlichen Gefilden Schlesiens. Der König wurde alt und schwach, er starb 1840.

Die herrliche Marianne schied aus dem Leben am 14. April 1846. Noch fünf Jahre lebte Prinz Wilhelm einsam, und wenn es möglich war, in Fischbach. Am 28. September 1851 folgte er seiner geliebten Gemahlin in die Ewigkeit. Die vortrefflichen Büsten des prinzlichen Paares und die Medaillonbilder ihrer Söhne Adalbert und Waldemar zeigt eine nahe am Schloß zu Fischbach stehende Steinbank.

Vom Falkenberg herab grüßt das Kreuz mit der Inschrift: „Des Kreuzes Segen über Wilhelm, die Seinen und das ganze Tal!“ Der Schlesier sollte dieses Ritters ohne Furcht und Tadel, der unser Gebirge so sehr liebte, nicht vergessen. —

Th. Eisenmänger.

Steindenkmäler in Schlesien

Von Siegfried Beck.

Schluß*)

C. Grenzsteine.

8. Im herrschaftlichen Parke, zwischen Fürstenau und Birnbäumel, Kreis Militsch, steht ein alter Grenzstein, über welchen wir dem herzoglichen Kameralamte in Trachenberg folgende Beschreibung verdanken: „ . . . ist aus grauem Sandstein gehauen, der Kopf in der Länge von 65 Zentimetern in pyramidaler Form hat drei breite und drei schmale Seiten. Auf den drei breiten Seiten sind in der Richtung der Grenzen die Namen: Trebnitz, Militsch, Trachenberg, eingraviert. Der Kopf ist durch einen Eisenstab an die darunter stehende Walze von 2 Meter Länge und 1,45 Meter Umfang befestigt. Rings um die Walze sind ebenfalls Schriften sichtbar, welche aber durch die Länge der Zeit, auch abgeschliffen und durch Lattenverkleidung verdeckt, kaum zu entziffern sind. Die Säule ist stark abgeschliffen. Man sagt, daß die Arbeiter ihre Sensen daran geschärft haben. Um weitere Beschädigung zu verhindern, ist die Säule mit einer Lattenverkleidung umgeben. Nach einem Grenzprotokoll vom 17. September 1805 lautete die Inschrift: „Anno 1624 Gränzstein zwischen Trebnitz, Militsch, Trachenberg, so durch den Kayserl. Königl. Ober-Hauptmann, Herzog George Rudolph zu Liegnitz und Brieg anno 1624 den 2. Nov. von neuem u. zu ewigem Bestande begräntzet u. bey Regierung Frauen Elisabeth gebohrne Petrowskin, Abatissin des Fürstlichen Stiftes Trebnitz aufgerichtet worden.“" |gegen Mitternacht Trachenberg gegen Mittag Trebnitz| gegen Aufgang Militsch. Eine Zeichnung folgt bei.“

9. Zwischen Lindenau und Neu-Altmannsdorf, Kreis Münsterberg, ist in alter Zeit ein bedeutsamer Grenzstein des Fürstentums Neiße errichtet worden. (Schlesiens Vorzeit in Schrift und Bild Bd. IV. 1888.) Nähere Auskunft über diesen haben wir leider nicht erhalten.

Andere Grenzsteine nicht gewöhnlicher Art, bez. Grenzsäulen, finden sich:

10. ungefähr 8 Kilometer südlich von Schmiedeberg am Riesengebirge an der Landesgrenze bezw. an der Gemeindegemarkung von Klein-Aupa in Böhmen mit einem gut ausgemeißelt gewesenen Wappen der reichsgräflich Schaffgotschschen Familie und der Jahreszahl 1602 für die Grenze zwischen dem Großgrundbesitz des ebengenannten und des gräflich Czerninschen Hauses.

11. Die (jetzige Landes-) Grenze 2½ Kilometer nordwestlich verfolgend, trifft man auf dem Westgipfel des Schmiedeberger (oder Forst-) Kammes eine etwa meterhohe Felsmasse des granatkörnerreichen Gneißgranits mit aufliegender Platte, welche letztere die eingemeißelte Inschrift enthält: „Graniz zwischen Kynast u. Schmiedeberg 1665“. Leider ist die Fläche durch eingegrabene tschechische Namen seit 15 Jahren arg beschädigt.

12. Auf dem großen Schneeberge in der Grafschaft Glatz ein meterhoher dreiseitiger alter Grenzstein für die hier zusammentreffenden Grenzen: Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren und Grafschaft Glatz.

13. Der „Dreiherrenstein“ an der „hohen Eule“ mit den Wappen dreier Majoratsbesitzer, deren Grund und Boden einander hier berühren.

14. Auf dem „Landeshuter Kamme“ zwischen den „Friesensteinen“ und dem „Ochsenkopfe“ am Waldwege ein Wegstein ½ Meter hoch mit den Grenzzeichen „16 DvF 09“. Der Ueberlieferung nach rührt der Name „Friesensteine“ von einer Familie „von Friese“ her, der ein Teil des Bergwaldes gehörte. Die Inschrift des Wegsteines wird gedeutet: David von Friese.

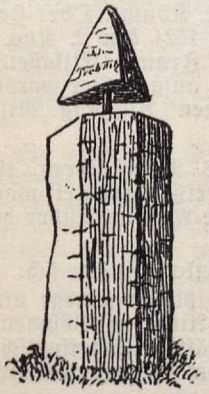
D. Staupsäulen,

auch „Pranger“ genannt, waren dazu bestimmt, Verbrecher stundenlang zu öffentlicher Schande mittelst Halseisen daran auszustellen, nachdem sie vom Henker der Züchtigung des „Stäupens“ unterworfen worden waren. Solche Erinnerungs-

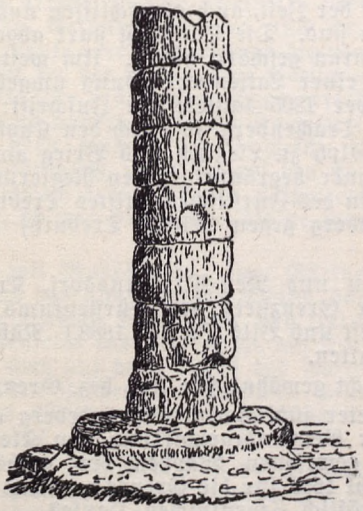
*) Im Heft 15, Seite 403, unter 2c, ist ein Druckfehler zu berichtigen: es muß dort „Baberwassertal“, nicht „Boberwassertal“ heißen.

zeichen mittelalterlicher Rechtspflege finden sich nur noch vereinzelt im Lande. Hirschberg scheint statt der Staupsäule eine andere Form — oder eine neben der anderen — angewendet zu haben. Buquoi in seinen „Reisen durch die schlesischen Gebirge" 1783—85 beschreibt nämlich von Hirschberg unter anderem ein „Narrenhäuschen, wie ein Vogelhaus und drehbar, an welchem der Pöbel durch Drehen seinen Uebermut übte". — Bekannt sind unseres Wissens nur folgende Staupsäulen:

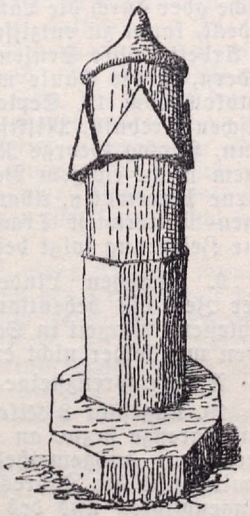
15. Die sehr bekannte Säule vor dem Rathause in Breslau vom Jahre 1492, gekrönt durch eine Scharfrichterfigur mit der Stauprute, ziemlich kunstvoll gearbeitet, 4 Meter hoch;



Zu 8



Zu 16



Zu 18

16. Die Staupsäule im Burghofe des Kynast, roh gearbeitet, rundlich, von etwa 3 Meter Höhe und ½ Meter Durchmesser, mit Aushöhlungen an vier Seiten für den Kopf des Verurteilten; auf breiter steinerner Unterlage; vermutlich über 500 Jahre alt;

17. Eine Staupsäule in Kostenblut, östlich vor dem Friedhofe, etwa 3 Meter hoch auf zweistufigem Unterbau mit schlichtem Kapitell und quadratischer Abacusplatte, deren Aufsatz fehlt, wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert.

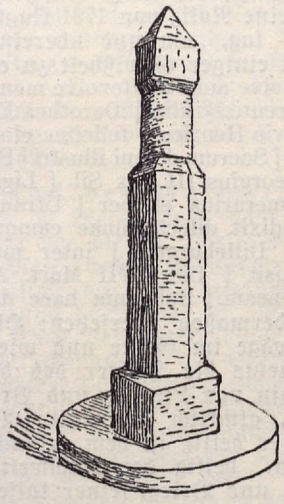
18. Eine solche in Rogau-Rosenau, Kreis Schweidnitz, in der Mitte des Dorfes unweit der evangel. Kirche, von 5 Meter Höhe und in der Mitte 1,25 Meter Umfang*) Aus achteckigem breiten Fuße erhebt sich bis zur Hälfte achteckig, dann rund eine Säule, gekrönt mit einem Aufsatze, der nach vier Richtungen je eine dreieckige Tafel enthält und in eine gekehlte Spitze ausläuft.

19. In Groß-Heinzendorf, Kreis Lüben, sollen (n. Lutsch II S. 186) drei achtseitige über Eck gestellte Pyramiden auf vierseitigem Sockel, 3,46 Meter hoch, mit rundem Fuße, vom Jahre 1600 stehen. Die vom Gemeindevorstande des Ortes darüber erbetene Auskunft lautet jedoch anders, nämlich: „Es befindet sich hier auf dem früheren Ringplatze eine aus Sandstein gefertigte Staupsäule, an dieser ist die Jahreszahl 1666 angebracht. Die Säule ist 4 Meter hoch, hat einen Umfang von 1½ Metern, ist noch gut erhalten und hat immer auf derselben Stelle gestanden." Wo mögen die angegebenen oben beschriebenen drei Pyramiden stehen? —Nach der

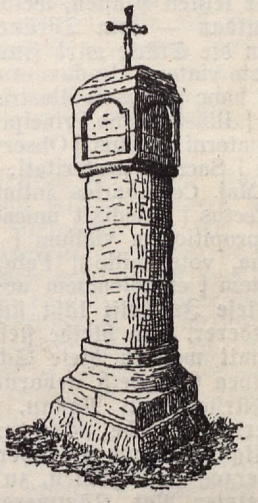
* Nicht 2 Meter Durchmesser, wie in der gen. Zeitschrift angegeben ist.

Bezeichnung „Ringplatz" zu schließen, dürfte der Ort früher Stadtanlage gehabt haben.

20. Die Staupsäule in Habelschwert ist eine der besten noch vorhandenen, 3,75 Meter hoch. Auf kreisförmiger Stufenunterlage erhebt sich ein viereckiger 55 cm. hoher Sockel, aus welchem der achteckige Säulenschaft (1,85 Meter hoch bei 48,5 cm. Durchmesser) aufstrebt, der sich dann in eine Rundung von etwa 45 cm. Durchmesser verjüngt, auf die sich, in einer Gesamthöhe von 1,10 m, ein Würfel mit aufgesetzter dachartig abschließender vierseitiger Pyramide aufbaut. Am Hauptteile sind Ringe und Haken zum Anfesseln der Verbrecher noch vorhanden. Diese sandsteinerne ursprünglich auf dem Oberringe errichtete Säule ist i. J. 1736 von da nach der Hauptwache vor dem Rathause und 1813 nach dem jetzigen Standorte auf dem Neumarkte versetzt worden. Sie trägt an Inschriften: „1556 transferirt 1736—1813. Deus impios punit". Eine Reihe Jahre lang, bis zur Einführung elektrischer Straßenbeleuchtung, ist sie als Laternenträger benutzt worden!



Zu 20



Zu 28

E. Sonstige Denkmäler.

21. Zu den ältesten Steinbildern sind jedenfalls die am Zobten zu zählen. Nämlich „Jungfrau" und „Bär". Die Jungfrau trägt am Leibe einen großen Fisch, sie ist überlebensgroß, stark verstümmelt und liegt auf dem Erdboden. Das Steinbild ist von äußerst roher Arbeit; desgleichen der Bär, der bei jenem liegt, auch überlebensgroß gestaltet. Beide stehen mit einer Sage in Verbindung, wonach einem mit einem Hechte nach dem Bergschlosse zurückkehrenden Mädchen von dem sonst zahm gewesenen Bären der Kopf abgebissen worden sei.

22/23.*) Im Parke des Gutes Postel bei Militsch liegt ein Stein, im Volksmunde „der Hexenstein" genannt, ein Sandsteinblock von flachrunder Form, auf dessen einer Seite ein erhabenes Stabmuster hervortritt in Form eines doppelten Kreuzes (#) in graden Linien, Lutsch sagt von diesem und einem zweiten Stein: „zwei meterhohe Prismen, überzogen von einem Netz sich lothrecht kreuzender in Stein nachgeahmter Flachschienen" . . . Die Zeichnung des einen wird vom Besitzer des Gutes, Herrn von Salisch, als ein Ergebnis der Verwitterung erklärt. Der Stein hat früher an anderer Stelle gelegen. Der andere Stein trägt zu sehr das Gepräge künstlicher Bearbeitung. Die photographische Abbildung zeigt die von Lutsch angedeuteten Merkmale: „Flachschienen, deren Knotenpunkte durch Nieten mit sicht-

*) Siehe die Abb. auf der vorletzten Bildseite dieses Heftes.

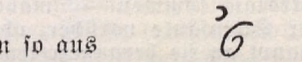
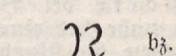
baren Köpfen gedichtet werden. Die Deckplatten dieses Postaments fehlen, doch sind die Diebellöcher erhalten. An dem mit einfachem Ablauf beginnenden Sockel ist die Jahreszahl 1405 in einer Form eingehauen, welche auf das 13. Jahrhundert als Zeit der Herstellung schließen läßt". —

24. Die Tränensäule in Waldau bei Liegitz. Eine reichliche halbe Meile westlich von Liegnitz streckt sich das ansehnliche Dorf Waldau lang hin, zum Unterschiede von Langenwaldau in demselben Kreise im Volksmunde „Pauerwalde" genannt; denn es lebt dort eine große Zahl wohlhabender Bauergutsbesitzer. Ungefähr in Dorfesmitte, da wo südlich der Fahrweg nach dem Nachbardorfe Lindenbusch abzweigt, steht auf der Grundstücksecke rechts ein Denkmal aus Sandstein, von Vorübergehenden meist nicht bemerkt. Von Professor Dr. Jander wird es in seinem Werkchen „Liegnitz und Umgegend I, Streifereien um Liegnitz", wie folgt beschrieben: „ . . . . Waldau, in dessen Mitte beim Kretscham die Thränensäule steht, eine zwei Meter hohe steinerne Spitzsäule, welche mit flach ausgegründetem Barockrankenwerk bedeckt ist. Es ist nicht leicht, die lange Inschrift dieses Denkmals eines der letzten Piasten, welches wie eine Notiz von 1794 klagt, am westlichen Ende von Waldau — dem Thränentale — lag, „um und übereinander gefallen, daß man kaum die Stücke wird finden", mit einiger Gewißheit zu enträtseln. Sie lautet: Hic siste viator, [Gradum et adsta. [Volve animo [Revolve memoria [lacrumas, quibus glebam hanc [Rigavit illustrissimi parentis [filia [Dorothea Elisabetha [nata dux Lig. Breg. [Illustrissimo Principi [Nassovio Henrico [feliciter elocata [Admirare monumentum paterni affectus. [Observa locum [Sacrum domui illustri [Piasteae [Sacrum tibi transeuntu [Sacrum posteritati; [quo Georgius III dux Sil. [Lig. Bregensis, [S. C. regiaeque Maj. Consiliarius intimus [Camerarius et per [Utramque Silesiam [Summus Praefectus [valedixit unicae [Benedixit dilectissimae eamque [in comitatu Angelorum [propitiorum vialium [e patria Dilleburgum [inter mutuos amplexus [Mille suspiria, vota mille [Feliciter dimisit [Die XVII Mart. Anno MDCLXIV [Venerare testem [et solemnem aestima mensam [Solemnia haec dictantem [Vade et Vale!"" Diese Inschrift läßt sich folgendermaßen übersetzen: Hier hemme den Schritt, o Wanderer, und bleibe stehen! Erwäge im Geiste und wieder im Herzen die Tränen, mit welchen diese Scholle benetzte die Tochter des durchlauchtigsten Vaters, Dorothea Elisabeth, geborne Herzogin von Liegnitz und Brieg, dem durchlauchtigsten Fürsten von Nassau, Heinrich, glücklich vermählt. Bewundere das Denkmal väterlicher Liebe, achte den Ort, der heilig ist dem erlauchten Hause der Piasten; heilig dir, dem Vorübergehenden, heilig der Nachwelt, an welchem Georg III., Herzog in Schlesien, zu Liegnitz und Brieg, seiner kaiserl. und königl. Majestät Geheimer Rat, Kämmerer und oberster Landeshauptmann durch beide Schlesien, Lebewohl sagte der Einzigen, segnete die Geliebteste und sie im Geleite gütiger Engel, Schützer der Reisenden, aus der Heimat nach Dilleburg, unter gegenseitigen Umarmungen, tausend Seufzern und tausend Wünschen glücklich entließ am 17. März des Jahres 1664. Verehre als Zeugen und schätze ihn hoch, den Tisch, der so Erhabenes Dir meldet. Fahre wohl und lebe glücklich!"

Diese Säule ist also vom westlichen Dorfende (der Ort dürfte sich damals nicht viel weiter ausgedehnt haben als bis hierher) aufgehoben, hierher gebracht, hier wieder zusammengesetzt und aufgestellt worden. Bevor sie aber an ihren jetzigen Standort gelangte, hat sie auf dem Grundstücke eines westlichen Nachbars ihren Platz gehabt, bis vor vielleicht fünf Jahren der Besitzer den Platz zur Bebauung brauchte. Die recht unleserlich gewordene Inschrift hat die Ortsgruppe Liegnitz des RGV., bezw. deren oben genannter Vorsitzender erneuern lassen. Leider hat es der Bildhauer nicht verstanden, die Schrift in der geeigneten altertümlichen Form wiederherzustellen, so daß sie ganz neumodisch ausgefallen ist. Die Barockarabesken auf den anderen drei Seiten der Säule sind sehr geschmackvoll. Das Denkmal besteht aus einem etwa einen Geviertmeter großen Würfel, auf welchem eine überstehende Platte ruht, die einen Obelisken von geringerem Grundumfange trägt. Abgesehen von einer abgeschlagenen Plattenecke ist das Denkmal noch gut erhalten.

25. Am Schlosse Vogelgesang, ungefähr zwei Kilometer nördlich von Nimptsch, und zwar an der Brücke, steht ein alter Wappenstein, vermutlich das Wappen des Schloßbauherrn von Senitz, wie das Schloß selbst aus dem Jahre 1604 stammend, hat er wohl früher seinen Platz an der Schloßmauer gehabt.

26. Bei der Burgruine Schnallenstein bei Mittelwalde, südlich am Fuße des Burgberges etwa zehn Minuten aufwärts von der „Waldmühle", stehen im sogen. „Höllentale" drei ungefähr 1,20 Meter hohe Steine aufgerichtet mit verschiedenen eingeritzten, an die (Cogho'schen) Walenzeichen erinnernden Figuren, welche in der Bevölkerung jedenfalls mit Unrecht als Grenzzeichen betrachtet werden.

Sie sehen so aus  bz. 

Näheres ist darüber nicht zu erfahren.

27. Am Gutshofe Nieder-Berbisdorf. Von der Hirschberg-Schönauer Kunststraße zweigt sich unweit der Kreisgrenze ein Fahrweg nach dem Gute Nieder-Berbisdorf ab. Durch eine schöne alte Lindenallee (ebendahin führt auch von Hirschberg ein anregender Fußweg durch Straupitz) gelangt man zur Einfahrt in den Gutshof. Zwei alte Torpfeiler mußten, baufällig geworden, vor etwa fünf Jahren erneuert werden. An dem einen befand sich eine Steinplatte mit dem Doppelwagen der Familien Schaffgotsch und Nimptsch, sowie der Jahreszahl 1567. Bei der Erneuerung ist die Steinplatte wieder eingesetzt und wie das ganze Mauerwerk weiß übertüncht und dadurch auffällig geworden. Mutwillige Hände haben kurze Zeit darauf durch Einhauen einer Menge Löcher die Wappen leider arg beschädigt.

28. Bildstock bei Maiwaldau. Früher für jeden Vorübergehenden bemerkbar, etwa 50 Meter links vom Wege von Eichberg (Kreis Schönau) nach Maiwaldau, kurz vor diesem Dorfe, steht eine Steinsäule der Art wie die sogen. Bildstöckel, 3½ Meter hoch, mit rundem Schaft, viereckigem Sockel und einem häuschenförmigen Aufsatz, durch ein eisernes Kreuzchen gekrönt, an dem noch ein Rest von Blechverzierung vorhanden ist. Der Aufsatz enthält an jeder Seite eine oben flachrundbogige, zwei Zentimeter eingelassene Vertiefung, die unzweifelhaft früher durch Bilder oder Inschriften auf Brettchen ausgefüllt gewesen ist. Der Schaft hat etwa 40 Zentimeter Durchmesser, oben und unten finden sich Gliederungen von Rundstabart. Jetzt ist keinerlei Inschrift oder Zeichen daran zu finden. Zur Zeit bekommt niemand die Säule zu Gesicht, der ihren Standort nicht genau weiß; denn das Gelände ist jetzt bewaldet; ein Fußpfad dahin führt auf eine etwa 10 Meter breite freie Fläche mit einem Hügel, auf dem der Bildstock errichtet ist. Ueber dessen Gründung vermag niemand in der Gegend etwas zu vermelden, keine Schrift gibt Auskunft; die Leute im Dorfe meinen, er rühre aus der Zeit vor der Reformation her, weil die Umwohner seitdem alle sich zur lutherischen Lehre bekannt haben. Sie nennen den Bildstock: „die Kapelle".

29. Bei Lindenau, Kreis Grottkau — zwischen diesem und Koschpendorf, sowie zwischen Lindenau und Rossen, wo die Fahrstraße die Kreisgrenze schneidet, stehen je ein etwa mannshoher, nach oben verjüngter, rund abschließender, roh behauener Stein mit den tief eingemeißelten Buchstaben und Zeichen „T MIS CIIOHIS", an den Seiten ein × bezw. ein ꟾ (Krummstab). Die Inschrift wird gedeutet auf Terminii Sancti Johannis.

30. Hartau, Kreis Hirschberg. Zwar eine Säule nicht, aber doch auch ein altes Steindenkmal, auch dem Vorübergehenden nicht sichtbar ohne besondere Bemühung, ist ein alter Denkstein am rechtsufrigen Pfeiler der großen Boberbrücke in Hartau. Man muß sich über die östliche Brückenbrüstung lehnen, um es sehen zu können, wenn man nicht vorzieht, vor der Brücke hinabzusteigen ans Flußufer. In die Pfeilerwand eingelassen zeigt sich auf der Sandsteinplatte in stark erhabener roher Arbeit die Figur einer unbekleideten Frau mit einem Kinde im Arme; jedoch weder Inschrift noch Jahreszahl. Ursprünglich ist der Stein an der früheren Brücke angebracht gewesen. Da die jetzige neue jedoch keine Bogenpfeiler erhielt, so gelangte das Steinbild an die Uferstützmauer. Ueber die Bedeutung meldet die Hirschberger Chronik, daß am 2. Juni 1608 bei einer plötzlichen Bober-Hochflut zur Nachtzeit das am Ufer stehende Häuschen eines Landmannes vom Strome derart plötzlich zerstört worden sei, daß eine Wand fortgestoßen, aus der Wohnstube außer anderen Sachen auch die Wiege mit dem Kinde mit hinweg-

gerissen worden und die Mutter nur ihr nacktes Leben retten konnte. Als am folgenden Tage das Wasser gefallen war, wurde am Bober entlang nach der Wiege gesucht und siehe da: in weiter Entfernung entdeckte man sie in einem Strauche festsitzend, und das Kind zeigte sich darin unversehrt. Zum Andenken an diese Rettung ist das Steinbild angefertigt und an der Stelle angebracht worden.

31. Im Scheitniger Parke bei Breslau kommen — manchen Tag Tausende — Spaziergänger recht nahe bei einer Steinsäule vorüber, ohne sie zu beachten, und wenige dürfte es geben, die überhaupt an sie herangetreten sind, um sie näher zu betrachten. Nämlich zwischen dem Walterschen Gesellschaftsgarten und dem Droschkenhalteplatze hat das Gehölz (rechts) eine etwa zehn Schritt breite und fünfzehn Schritt tiefe Brücke, in deren Hintergrunde, von dunklem Baum- und Strauchgrün überragt, eine stimmungsvolle kleine Anlage sich zeigt: acht niedrige durch Ketten verbundene Steinsäulen umgeben ein rundliches, mit Farnkraut, Epheu und anderen hierzu passenden Pflanzen bestandenes Beet, aus dessen Mitte eine ganz schlicht zugehauene, anderthalb Meter hohe, flachviereckige, oben abgebrochene Steinsäule aufragt, an deren Vorderseite die Worte eingegraben sind: „Wilhelm Ludwig Eduard Prinz zu Hohenlohe, geb. zu Breslau, d. 18. Dezember 1780, gestorben den 9. Februar 1790". Der (also nur neunjährige) Knabe hat nämlich an letztgenanntem Tage an dieser Stelle einen schrecklichen Tod erlitten: er wurde von Hunden zerfleischt. Sein Vater war der Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, preußischer General (Leiter der Schlacht bei Jena 14. Oktober 1806, † 1818), damals Besitzer von Scheitnig. —

Libellen

Von Hermann Löns.*)

Grün sind die Wälder, die Wiesen sind bunt, laut ist das Gebüsch, und die Luft lebt von kleinem Getier. Und doch fehlte noch etwas in dem bunten Bilde, ein silbernes Blitzen, ein goldenes Funkeln, ein weiches Knistern, ein hartes Rascheln.

Kein Mensch vermißte es, und nun es da ist, um alle Gräben flirrt, an allen Teichen schwirrt, die Wiese belebt und die Heide erfüllt, sieht jedweder darüber hinweg.

Die erste Blume, den ersten Falter begrüßt der Mensch mit frohen Blicken; andächtig stimmt ihn das erste Lerchenlied, und sogar das Erscheinen des Maikäfers ist ihm eine Freude; aber die Wasserjungfern, deren funkelnde Leiber und schillernde Flügel soviel Leben in die Landschaft bringen, die sieht er kaum, und sieht er sie, so bleiben seine Augen kalt, und sein Herz erwärmt sich nicht.

*) Eine neue Gabe von Hermann Löns, dem niederdeutschen Dichter der Heimatfreude und Naturinnigkeit liegt vor uns: „Da draußen vor dem Tore" (Warendorf, Westf. 1911. J. Schnell. Kart. 3,50 *M*; geb. 4,50 *M*) heißen diese neuen heimatlichen Naturbilder. Wohl zweieinhalb Dutzend Wanderungen, Schilderungen, Betrachten, die den ganzen Kreis des natürlichen Jahres erfüllen: Heide, Wald, Aue, Hecke, Moor, Marsch, und wieder Heide; und überall Leben, atmendes, hellängiges Leben — ob Frau Einsamkeit uns bei der Hand nimmt, oder ob wir mitten in farbenwimmelndem, freudetrunkenem, schallendem Treiben wandeln und in uns die Melodien läuten: „Es steht die Welt in Blüte". Ostertag und Erlösung, das ist der Ton, auf den das Buch „Da draußen vor dem Tore" gestimmt ist. Er klingt und summt von allen Seiten, aus jeder Zeile hervor. „Da draußen vor dem Tore": schon das Wort weckt ja dem Städtler Erlösungsgefühle!

Hoffentlich regt die kleine Probe, die wir heute den Lesern vorlegen, recht viele an, nach dem ganzen Buche zu greifen. Es ist vieles darin, was zu feiner dichterischer Reife gediehen ist; und herzwarm, Sinn und Seele erquickend ist alles, was drin steht. Eben weil's Gaben eines unverkünstelten, quellfrischen Heimatgefühls sind, eines Heimatgefühls, das zu tief gründet, um nicht auch weit über die Grenzen der engsten Heimatscholle hinaus reichste Anregungen zu finden — und zu geben.

Aber wären sie nicht da, so wäre der Sommer nicht so lustig; verpfuscht wäre er und mißlungen, fehlten ihm die schimmernden, flimmernden Schillerbolde, deren Leiber wie aus Edelerz gebildet sind, und deren Flügel aussehen, als bestänben sie aus Tautropfen und Sonnenschein, deren Pracht herrlicher ist als die der schönsten Falter, und deren Flug stolzer ist als der der Schwalben. Zu fein sind sie für der meisten Menschen plumpe Sinne, zu schnell für ihre langsamen Augen, die wunderbaren Sonnenscheinflieger.

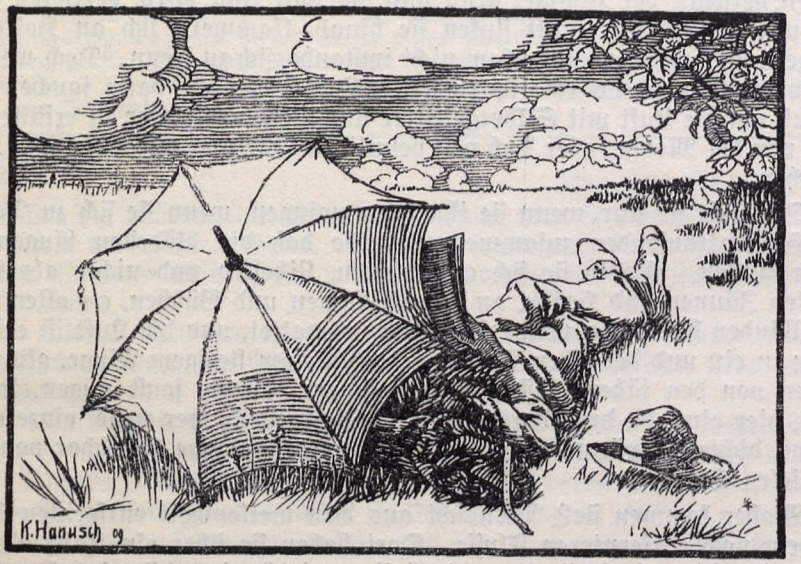
Denn die Sonne ist ihr Gestirn; ohne sie leben sie nicht. Je heißer sie scheint, desto besser geht es ihnen. Dann fahren sie hin und her und morden, was ihre Flugbahn kreuzt und schwächer ist als sie, Mücke und Fliege, Käfer und Schmetterling, streiten, mit den Köpfen gegeneinander anrennend, um die Weibchen, bis sie sich eins erkämpfen und, zu seltsamem Schnörkel mit ihm verschlungen, ihre wilde Fahrt fortsetzen. Sobald sich aber die Sonne hinter den Wolken versteckt, der Himmel grau und die Luft kühl wird, verlieren sie allen Mut und jede Kraft; matt sinken sie hinab, klammern sich an Halmen und Stengeln fest, unfähig, zu rauben, nicht imstande, sich zu freun. Doch wenn Sonnenlicht und Sonnenwärme ihnen neues Leben schenken, dann tauchen sie wieder auf, um die Luft mit Silbergeflitter und Seidengeknitter zu erfüllen, unbeachtet von der Menge, aber doch von heimlicher Wirkung auf Auge und Herz des Menschen.

Der sieht sie nur, wenn sie ihn dazu zwingen, wenn sie sich zu Tausenden und Hunderttausenden zusammenrotten, so daß die blödesten Augen danach blicken müssen. Wohin sie sich auch richten, Libellen und nichts als Libellen; an allen Zäunen und Hecken, an allen Bäumen und Büschen, an allen Mauern und Wänden haften sie, vom ersten Fluge ermattet, und die Luft ist erfüllt von ihnen; in ein und derselben Richtung, mit seltsam stetigem Fluge, gänzlich verschieden von den jähen, hastigen Bewegungen, die sie sonst zeigen, fahren sie dahin, hier eine, da drei, dort wieder welche, und immer neue, einzelne kleine Trupps, dichte Schwärme, eine unendliche unregelmäßige Heerschar von unzählbar vielen Stücken.

Woher kommen sie? Vielleicht aus dem meilenweit entfernten See oder aus dem noch entfernteren Flusse. Dort haben sie über ein Jahr als sonderbare, gespenstige, breitbäuchige, dickköpfige, glotzäugige, dünnbeinige, schlammfarbige Larven gelebt; haben ihre Unterkiefer mit der furchtbaren Greifzange vorangeschnellt, anfangs, um winzige Krebstiere von Punktgröße zu fangen, dann, als sie nach jeder Häutung wuchsen, um sich an Froschlarven, Schnecken, Würmer und Fischbrut langsam und bedächtig heranzupürschen oder, kopfüber an einem Rohrhalme hängend, sie durch die Anstandsjagd zu erbeuten. Den Winter verbrachten sie fast ohne bewußtes Leben, halbstarr am Boden liegend; im Frühling warfen sie das Larvenkleid ab und nahmen Nymphenform an, und schließlich, als der Mai eine Hitzwelle nach der anderen über das Land fluten ließ, verließen sämtliche Nymphen derselben Art und Altersgruppe an ein und demselben Tage das Wasser, krochen an Schilf, Rohr und Ufersteinen empor, die Hülle zerbarst, und aus den unheimlichen Geschöpfen des Wassers wurden die reizenden Luftwesen.

Aber wohin wandern sie, und aus welchem Grunde? Wir wissen es nicht. In der Richtung, die der Zug einhält, liegt auf viele Meilen hin kein See, kein Strom, die ihnen dazu dienen könnten, ihre Eier abzulegen. Und warum wan-

dern sie nicht Jahr für Jahr, sondern nur in großen Abständen? Wir haben keine Antwort auf diese Frage. Und weshalb wandern bei uns nur zwei Arten, der Breitbauch und der Bierfleck, aber keine der vielen anderen, ebenso häufigen Arten? Wir finden keine Erklärung dafür. Wir sind sehr aufgeklärt geworden heute; wir glauben nicht mehr, daß, wenn Schillebolde und Weißlinge in unzählbaren Scharen reisen, oder wenn Seidenschwänze und andere fremde Vögel sich sehen lassen, oder wenn ein Schwanzstern am Himmel steht, daß das Zeichen seien, die der Himmel uns gibt, auf daß wir uns auf Krieg, Pest und Hungersnot vorbereiten sollen. Darum sind wir aber doch nicht viel klüger als unsere Urahnen und haben für Vorgänge, die wir Tag für Tag um uns sehen, keine Deutung, denn auf der Schule lernen wir wohl, wie das Okapi lebt und was ein Kiwi ist, von den Libellen aber, die Tag für Tag unsere Blicke kreuzen, lehrt man uns fast nichts.



Zeichnung von K. Hanusch

Schmetterlinge und Käfer, allbekannte Tiere, sammeln wir, Molche und Laubfrösche, nicht minder uns vertraut, halten wir in Aquarien und Terrarien; wem aber fällt es ein, sich über die vielfachen Formen der Wasserjungfern zu unterrichten, von der gewaltigen Edellibelle bis zur stecknadelfeinen Schmaljunger, und wen gelüstet es, ihre Larven zu halten und zu beobachten? Kaum, daß wir an der Schleuse stehn bleiben und dem Hochzeitsfluge der prachtvollen, tiefdunkelgrün, prächtig blau und vornehm braun gefärbten Seejungfern vor der Schilfwand zuschauen, wahrlich ein Bild, das jedes Menschen Augen freuen muß. Achtlos gehn wir vorüber, blitzt die ganze Weißdornhecke von den Flügelchen der himmelblau, blutrot und grasgrün gefärbten Schlankjungfern, und wir denken nicht daran, stehen zu bleiben, jagt die herrliche Waldlibelle so dicht an uns vorüber, daß wir das köstliche Blau ihrer mächtigen Augen, die edle Färbung ihres schlanken Leibes und den feinen Goldglanz ihrer Schwingen genau zu erkennen vermögen.

Gerade der Edellibelle zuzusehn, lohnt sich. Ihr Flug allein ist der Aufmerksamkeit wert. Er ist so sicher, so stetig, so zielbewußt wie der des Falken, so schnell wie der der Schwalbe, und doch ohne Hast und Unruhe; Schnelligkeit und Ruhe sind in ihm vereint. Es ist ein rasendes Gleiten, ein jähes Schweben, doch eine Gelassenheit bei aller Geschwindigkeit, herrlich anzusehn. Wie ein himmelblauer Pfeil durchschneidet sie die von allerlei Kleingetier durchblitzte Luft auf der Jagd nach Beute. Ein Zufahren, und der weiße Falter ist gepackt; im Fluge verzehrt sie ihn und streut seine lichten Schwingen in das dunkle Moos. Hell leuchtet sie dort auf, wo die Sonne den Weg bescheint, um gleich darauf im tiefen Schatten zu verschwinden. Denn sie scheut den Schatten keineswegs, wie die anderen Jungfern; sie ist so stark, daß sie auch ohne Sonnenlicht auskommen kann, und eine Edellibelle sogar, die seltsame, eulenäugige Abendjungfer, verschläft den Tag über im Blätterschatten und fliegt erst bei Sonnenuntergang aus, und erst, wenn das Tageslicht gänzlich geschwunden ist, kehrt sie in ihr Versteck zurück, um es wieder zu verlassen, wenn die Sonne abermals nahen will. Sobald ihr voller Schein aber da ist, verschwindet die Abendlibelle wieder und macht den Tagjungfern Platz, den großen und kleinen, breiten und schmalen, denen, deren Leib wie grünes oder rotes Erz aussieht, oder die den Eindruck machen, als seien sie mit hellblauem Mehl bestäubt. Das schwirrt und flirrt laute und leise, ruschelt und raschelt, fährt jäh dahin, flattert langsam umher, blitzt und blinkt und gleißt und glimmert; eine ist immer noch schöner als die andere.

Aber die allerschönste, das ist die Libellenkönigin. Größer als die anderen Edellibellen ist sie, noch viel vornehmer gefärbt und stolzer als alle andern in ihrem Fluge. Wo es wild und lustig hergeht, da wohnt sie nicht. Der stille, einsame, verborgene Waldsee ist ihr Reich; dort herrscht sie unumschränkt. Sie ist kühn und mutig; naht sich ein Reh dem Ufer, oder gar ein Mensch, sofort ist sie da, betrachtet den Eindringling, und im nächsten Augenblicke jagt sie schon wieder dort, wo die Mummeln ihre weißen Blüten entfalten, oder da, wo der Pfingstvogel sein Nest gebaut hat. Bald hier, bald dort leutet ihr königsblauer Leib auf; soeben schimmerten ihre goldenen Flügel noch an der Krone der Eiche vorüber, und jetzt blitzen sie schon über der rosenroten Dolde der Blumenbinse und gleich darauf über den weißen Nixenblumen. Jetzt jagt sie in heftigem Ansturme ein fremdes Männchen ihrer Art in die Flucht, und nun hat sie eine fette Schlammfliege gepackt, die sie eben verzehren will, als sie ein Weibchen erspäht; die Beute zwischen den Zange haltend, jagt sie hinter ihm her, treibt es über die Binsenhalme und an den Schwertlilien vorüber, in den dunkeln Wald hinein und auf das blanke Wasser hinaus, um dann in rastlosem Fluge weiterhin ihr Gejaid fortzusetzen.

Wie der stille Waldsee seine eigene Libellenart hat und die kühle Schneise, so leben am Seeufer andere Arten als bei der Mergelgrube. Das Bergland besitzt seine besonderen Formen und Moor und Heide desgleichen, während andere am liebsten im grünen Wiesenlande jagen oder über den gelben Getreidefeldern, überall, wo sie sich zeigen, der Landschaft einen Zug von Lebensfreude und Sorglosigkeit verleihend. Aber das sieht nur so aus, denn es sind grimme Mörder, die zierlichen Geschöpfe. Wie die zierlichen Schmaljungfern winzige Fliegen und Blattläuse von den Blättern pflücken, so erhaschen die größeren Arten alles das, was sich in der Luft tummelt, falls es nicht zu dickschalig und

zu groß ist. Die einen jagen auf Mücken und Stechfliegen, die andern auf Bremsen und Falter, und da sie viel Nahrung brauchen, um den Kräfteverlust, den ihr rasender Flug hervorbringt, zu ersetzen, so nützen sie wohl ebensoviel, wenn nicht mehr, als die Vögel, die sich von Ungeziefer nähren, und so machen sie das wieder wett, was sie als Larven an Fischbrut sündigten. Sie selber aber dienen allerlei Getier zur Nahrung. Die dicke Kreuzspinne fängt sie im Netze, die schlanke Eidechse hascht sie im Sprunge, der Würger spießt sie auf einen Dorn, der Turmfalke greift sie am Tage, und bei Nacht nimmt die Nachtschwalbe sie von den Zweigen.

Doch ihre Bedeutung liegt nicht in ihrem Nutzen und Schaden. Ob dürre Heide oder üppige Wiese, ob tosender Wildbach oder langsamer Fluß, ob ernstes Moor oder lachendes Tal, mehr als alle anderen Insekten geben sie der Landschaft Leben. Achten wir auch nicht bewußt auf sie, das Blitzen ihrer Flügel, das Funkeln ihrer Leiber, das leise Ruscheln und das laute Rascheln ihrer Schwingen hinterläßt doch seine Eindrücke bei uns.

Nicht das, worauf wir bewußten Blickes unsere Augen richten, wirkt am stärksten auf uns; gerade das, was wir anscheinend übersehen, erregt oft die tiefsten Stimmungen, läßt uns, ohne daß wir es ahnen, den Tag schöner finden, das Leben leichter tragen. Und sei es auch nur das Knistern und Schimmern der Libellen.

Breslauer Theaterwinter

Le roi est mort, vive le roi! Die Sommersonnenwende im Bühnenleben ist da! Die Wintersaison ist hinüber, es lebe das Sommertheater! Das ist die rechte Zeit, den Blick rückwärts zu richten und Ueberschau zu halten über die vergangene Spielzeit. Die Grenze gegen den vorigen Sommer hin hebt sich nicht scharf ab vom Horizont. Was gab es aber auch Neues? Die Löwe-Trias berief im wesentlichen ihren alten erprobten Künstlerstab zusammen, verschwindend wenige neue Namen kamen hinzu, das Schauspielhaus zeigte sich in dieser Hinsicht womöglich noch konservativer, gab dafür aber dem Lauf seines Programmschiffleins eine neue Richtung, die es sehr entschieden aus seinem bisherigen Fahrwasser führte. Der veränderte Kurs bedeutete die Abkehr vom Schauspiel und die feierliche Inthronisation der Operette, dieser koketten, vom lieben Publikum so vergötterten und angebeteten Prinzessin. Die Gestade aber, an denen diese Fahrt vorüberführte und das Treiben an Bord waren durchaus nicht so eintönig und ereignislos, wie man unter solchen Vorbedingungen annehmen könnte. Dafür sorgte vor allem die Einfügung einiger Opern in das Operetteneinerlei, deren Aufführung auf dieser Bühne man mit großem Interesse entgegensah, und das Engagement zweier stimmgewaltiger Opernkräfte in der Person der Herren Wilhelmi und Herper. Ganz im Gegenteil war dieser Winter für das Schauspielhaus der an inneren und äußeren Erfolgen reichste, und die Betriebsamkeit und das Geschick seines Leiters, mit wenigem viel zu erreichen, um so anerkennenswerter, als es die erdrückende Uebermacht der Löwe-Monarchie zu bestehen galt. Daß es hier so gut abschneiden konnte, verdankt es freilich zu einem gut Teil der Gemächlichkeit und dem allem frischen Wagen abholden Geiste, dessen Walten sich namentlich in dem hausbackenen Spielplan unseres vornehmsten Musentempels kundgab. Die Ernte, die das hochsubventionierte Stadttheater einer Halbmillionenstadt an Novitäten auf musikalischem Gebiete lieferte, ergibt noch kein halbes Dutzend Stücke. Am 26. XI. erst kam zunächst „Flaviennes Abenteuer", die Oper des Oesterreichers J. B. von Wöß zur Aufführung, ein Werk, an dem in erster Linie der musikalische Teil fesselte, es folgte das sehr „aktuelle" musikalische Experiment eines dreizehnjährigen Wunderkindes, „der Schneemann" von Erich Wolfgang Korngold, weiterhin die komische Oper „Robins Ende" von Maximilian Morris, Musik von Eduard

Künneke, deren Zugkraft aber sehr bald endete, dann ein dreigestückter musikalischer Lustspielabend (D'Albert „Die Abreise", Wolff-Ferrari „Susannens Geheimnis", Leo Blech „Versiegelt"), dessen Wirkung nach dem Rezept: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" verlief, und endlich, in Gegenwart des Komponisten, am 25. I. zu guterletzt der einzige wahrhafte und große Erfolg mit der Premiere des neuen Musikmärchens von Engelbert Humperdinck „Königskinder". Eine solche Aufführung hatte man seit langem in Breslau nicht mehr erlebt: Das Haus tagelang zuvor schon ausverkauft, eine wirklich gute und geschmackvolle Ausstattung und schließlich die Darstellung in bester Rollenbesetzung von der ersten bis zur kleinsten Partie, die Hauptpersonen (Herr Trostorff, Frau Verhunck und Herr Haecker als Spielmann) vortrefflich disponiert, in sicherstem Zusammenspiel, und alles getragen von der stimmungsreichen, tiefen und erquickenden Musik eines Meisters seiner Kunst. In der Summe: der bedeutendste und einzig denkwürdige Opernabend des Stadttheaters. Sonst gab es im stereotypen Wechselspiel Verdi-Wagner kaum etwas bemerkenswertes, dafür zahlreiche Gastspiele, von denen manche, wie das des Herrn königl. preuß. Kammersängers Kurt Sommer im „Barbier von Sevilla" für den Gast wenig vorteilhaft endeten, während die Mehrzahl auf Engagementskandidaten entfielen. Die Oper hatte sich, im Gegensatz zu dem in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich behandelten Schauspiel, auch einiger Neuausstattungen zu erfreuen, so wurden „Lohengrün" und „Freischütz" neu inszeniert, freilich auch erst, nachdem zum Abgewöhnen und zum Abschied noch einmal der alte Kulissenzauber hatte herhalten müssen.

Besonderes Interesse fanden, wie schon erwähnt, die beiden Opernabende des Schauspielhauses. Noch bevor unsere eigentliche Opernbühne mit der ersten Neuerscheinung hervortrat, kam dort „Quo vadis" heraus, eine große Ausstattungsoper von Henry Cain und Jean Nouguès nach dem bekannten Roman von Sienkiewicz. Der Gesamteindruck dieser Erstaufführung war ein uneingeschränkt vorzüglicher. Im Rahmen der von Prof. Heinrich Lefler in Wien entworfenen glänzenden Bühnenbilder hatte Herr Direktor Nieter die ebenso schwierigen als dankenswerten Aufgaben der Regie mit großem Geschick gelöst. Aber erst die Leistungen der beiden auswärtigen Solisten, der Herren Wilhelmi und Herper, füllten diese tote Welt mit dem quellenden Leben ihrer reichen Tonschätze. Ihr Engagement eröffnete die besten Aussichten für die etwa einen Monat später folgende zweite Opernpremiere des Schauspielhauses, die komische Oper „Hans der Flötenspieler" von Louis Ganne, deren Bezeichnung als „Operette" eine bedauerliche Verbeugung vor dem sogenannten Kunstgeschmack des „gebildeten" Großstadtpublikums bedeutete. Ist doch die Handlung und vor allem die Musik weit entfernt von der anspruchsvollen Süßlichkeit und Walzerseligkeit der Lockrufe dieser modernen Circe, bietet sie doch selbst dem ernsten Musiksinn eine feine und erlesene Kost. Daß es „die keusche Susanne" der Herren Okonkowski und Gilbert auf einige sechzig Wiederholungen bringen konnte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Immerhin ist dieses Pariser Produkt wenigstens noch witzig und schnurrig, was man von der Mehrzahl der im Lobetheater vorgelegten Wiener Fabrikate mit ihrem ewig hüpfenden Dreivierteltakt und den triefenden Sentimentalitäten samt und sonders nicht behaupten konnte.

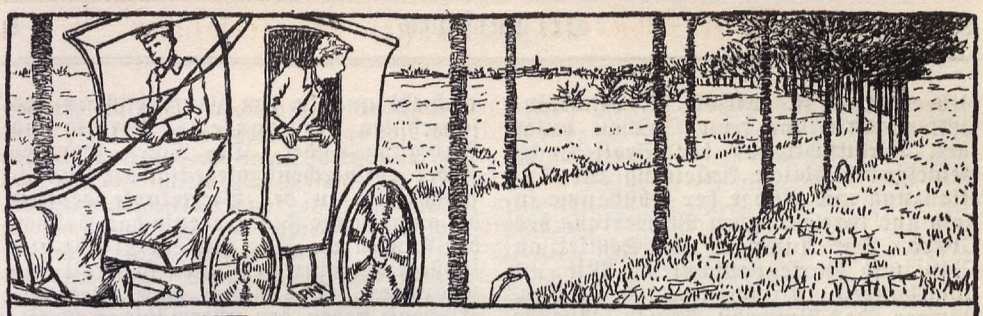
Was dagegen das Lobetheater im Schauspiel bot, hatte schon ein ander Gesicht. Die Eröffnungsvorstellung mit Björnsons Schwanengesang „Wenn der junge Wein blüht" gab einen guten Auftakt und wenn „Der gläserne Magister" des Pragers Friedrich Adler am ersten Abend vor einem so schwach besetzten Hause in Szene ging, so ist daran weniger die unzweckmäßige Festlegung der Premiere auf den Vorabend des Buß- und Bettages schuld, als der bedauerliche Mangel an Interesse, den das Publikum, und nicht nur das Breslauer, dem Schauspiel bezeigt. Diese Leere im Zuschauerraum ist ein trauriger Begleitzustand des Schauspiels, des klassischen wie des modernen, und wenn nicht gerade besondere Stimulantia mitwirken — eine Neuinszenierung, ein geschätzter Gast oder ein „aktuelles" Interesse —, so ist er der zur Gewohnheit und zur Regel gewordene. Die unvermeidliche Ausnahme gilt lediglich für Karl Schönherrs „Glaube und Heimat". Ueber diese „Tragödie eines Volkes" ist soviel geschrieben worden, daß sich jedes Eingehen auf Inhalt und Bedeutung erübrigt. Fehlte es den vom Stadttheater in meist wenig liebevoller Weise ausgestatteten Werken der Klassiker auch an dieser magne-

tischen Anziehungskraft, so verdienen doch um der erfreulichen schauspielerischen Leistungen willen einige Abende ausdrückliche Nennung: „Romeo und Julia" mit Herrn Skoda und Frl. Köckeritz in der Titelrolle, einer neu engagierten jungen Künstlerin, die ein vielversprechendes Können in diesem Debüt offenbarte, das im „Egmont" und im „Faust" neuerlich Gelegenheit zu reicher Entfaltung fand. Von besonderem Interesse war fernerhin die Neueinstudierung der seit zwanzig Jahren hier nicht aufgeführten „Judith", in der Frau Santen ihre besondere Fähigkeit zur Darstellung Hebbelscher Frauengestalten überzeugend dartat und des gleichfalls lange vorenthaltenen, durch Bonns Experiment im Berliner Zirkus Busch zum Tagesgespräch gewordenen letzten der Shakespeareschen Königsdramen „Richard III." Einen Riesenzulauf hatte — selbstverständlich — Reinhardts „König Oedipus" in der hiesigen Filiale des Zirkus Busch. Aber die Tücke des Objekts, in diesem Falle der Beleuchtungskörper, spielte den beiden Aufführungen einen argen Streich, und da der geschäftsgewandte Theatermonarch außer Ferdinand Bonn und Rosa Bertens nur zweite Besetzung gesandt hatte, war auch der künstlerische Erfolg sehr mäßig.

Um so programmäßiger (trotz des nummerngeschwellten, dickleibigen Programmbuchs) und ungetrübter verlief ein anderes Spektakel an derselben Stelle, das „Zirkus-Nachtfest der Breslauer Bühnenkünstler" „zwischen" dem 25. und 26. Februar, dessen reicher Ertrag (an 9000 M.) dem Pensionsfonds der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zufließt, während der Ueberschuß, den der diesjährige außerordentlich besuchte Bühnenball ergab, den Wohlfahrtseinrichtungen des Verbandes zugeführt wurde, auf deren Zweck und Bedeutung weitere Kreise in einer großen Nachtversammlung der Breslauer Schauspielerinnen hingewiesen wurden.

Manchen Teilnehmer an dieser eindrucksvollen Protestversammlung mag dabei bange Sorge um die Zukunft des Breslauer Theaters erfaßt haben. Die hiesigen Theaterverhältnisse sind längst im Reiche als ein Unikum bekannt, und nun verwandelt die Uebernahme auch noch der letzten freien Bühne durch den Pächter des Stadttheaters die Löwe-Monarchie gar in eine uneingeschränkte Despotie. Wird diese Machtvereinigung in einer Hand der Kunst zum Segen gereichen, den wahrhaft guten Werken der Literatur gegenüber dem lockeren Volk nicht eine arge Benachteiligung bringen? Andere Großstädte gehen von der Theaterpacht zur Theaterintendanz über, Breslau erweitert das Pachtverhältnis bis zur Ausschaltung jeder für gute Blutzirkulation sorgenden Konkurrenz. Mit neuen und großen Forderungen ist Herr Theodor Löwe an die Stadtverwaltung herangetreten, fast der gesamte Triarierstab des Schauspiels verläßt Breslau (die Herren Robert Müller, Wallauer, Planck, Masson usw.), dazu manche zukunftsreiche junge Kraft (wie Herr Biegler, dessen klangschönes, kraftvolles Organ uns immer wieder erfreute), die Gastspiele wollten den ganzen Winter hindurch kein Ende nehmen, aber was sich zeigte, konnte das gutgegründete Alte nicht ersetzen . . . Die Zeichen der Zeit sind böse, und unruhevoll bewegt sind Hoffnung und Zuversicht. Wie ein Fels im Meere nur steht, die Jahre ungeschwächt überdauernd, der einstige Zirkus, hernach Thaliatheater geheißen, ohne Zetern um Subvention und Fundserhöhung, alt, häßlich und immer gut besucht. —

Le roi est mort, vive le roi! Die Lebenden behalten Recht. Das Sommertheater hat das Szepter. Am 1. des Wonnemonds schon zeigte sich „Liebich" seinen Besuchern in der neuen Kostümierung, frei von den Drähten und Geräten und dem stereotypen Kulissenwerk des Variétépodiums. „Immer lustick" verkündete das Programm, bei aller historischen Anrüchigkeit ein guter Geleitspruch für den Beginn einer neuen Spielzeit. Leichte Ware, aber flott gespielt. Dazu in Herrn Stampa und Frl. Phila Wolf gute Kräfte, und im Spielplan noch ein Dutzend Novitäten. — Quod di bene vertant! W. F. Sch.



Allgemeineres

Rang und Titel.

Die Frankfurter Zeitung schreibt: Eine landesherrliche Verordnung aus dem Musterland Baden, die auf allseitige Zustimmung wird rechnen dürfen, ist auf Seite 177 des Großherzoglich Badischen Regierungsblattes zu lesen und sei, wie folgt, im Auszug hier wiedergegeben:

„Als Wir die Rangverhältnisse durch eine Rangordnung festsetzten, waren Wir von der wohlmeinenden Absicht ausgegangen, die in den Dienst so nachteilig einfließenden Rangstreite zu beseitigen. . . . Allein dieser Absicht hat der Erfolg nicht entsprochen, vielmehr haben wir mit Bedauern wahrnehmen müssen, wie verderblich die nur zur Aufmunterung im Dienste verliehenen Titel hier und da eingewirkt, und dadurch dem Volkscharakter selbst eine widrige Richtung gegeben haben. So wie das Streben nach Titeln nur ein Mißtrauen verrät, durch eigenen, inneren Wert etwas zu gelten, werden künftig nur selten noch Gesuche um Titelverleihungen an Uns gebracht werden . . . Wird man vollends aufhören, Rang und Titel, welche nur dem öffentlichen Leben, und in diesem nur, nicht ihren Frauen angehören, in das Privatleben überzutragen, so wird der gesellige Umgang eine freiere Bewegung, die äußere Kultur wird leichtere Formen zum Vorteile der inneren gewinnen; und so mögen denn, was Wir sehnlich wünschen, alle Nachteile des Titelwesens aus Unseren Staaten verschwinden! Wir erwarten, daß diese Verordnung nach der Reinheit Unserer Gesinnungen werde geehrt werden . . ."

Das Großherzoglich Badische Regierungsblatt, dem wir dieses Zitat entnehmen, ist allerdings schon am 5. Juli 1808 erschienen und durch die Länge der Zeitläufte offenbar in Vergessenheit geraten. Die darin niedergelegte landesherrliche tapfere und moderne Verordnung ist von Carl Friedrich, der manche verwandte Züge von Friedrich dem Großen hat, unterschrieben und von E. Freiherr v. Dahlberg gegengezeichnet. Die Erneuerung dieser Verordnung oder eine Nachahmung in anderen Staaten wäre gewiß nicht überflüssig. Oder doch? — K. I.

Buchwesen

Gartenbücher

Eine Liste guter, erprobter Gartenbücher für jedermann stellt im „Bücherwurm" Landesinspektor Rebholz-München zusammen:

Joh. Böttner, Gartenbuch für Anfänger. Unterweisung im Anlegen, Bepflanzen und Pflegen des Hausgartens, im Obst- und Gemüsebau und in der Baumzucht. Mit 468 Abbildungen. Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt. Geb. 6 *M.* — Oekonomierat Fr. Lucas' Gartenbuch. Gemeinfaßliche Anleitung zur Anlage und Behandlung des Hausgartens, der Obstbäume, Gemüse und Blumen, für jedermann. 288 Abbildungen. Geb. 4 *M.* — Hampel's Gartenbuch für jedermann. Anleitung zur praktischen Ausübung aller Zweige der Gärtnerei. P. Parey, Berlin. Geb. 7 *M.* F. Rebholz, K. Landesinspektor, Der Hausgarten. Kurze Anleitung zur Anlage und Unterhaltung des Hausgartens. Für Anfänger, Frauen und Mädchen. Mit 60 Abbildungen. Geb. 1,20 *M.* Eugen Ulmer, Stuttgart. — Joh. Böttner, Praktische Gemüsegärtnerei. Leichtverständliches Buch für Gemüsezüchter und Gartenbesitzer. Mit 285 Abbildungen. Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt. Geb. 4 *M.* Joh. Böttner, Praktisches Lehrbuch des Obstbaues für Anfänger. Leichtfaßliche Anleitung zur Anpflanzung, Schnitt und Pflege der Obstbäume und Sträucher. Mit 557 Abbildungen. Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt.

Geb. 6 *M.* — F. Rebholz, K. Landesinspektor, Anleitung zum Obstbau unter spez. Berücksichtigung der Spalierzucht. Gemeinverständliche Anleitung zur Anpflanzung und Pflege der Obstbäume in Feld und Garten, neben Verwertung des Obstes. Für Anfänger und Schüler an Obst- und Gartenbauschulen. Mit 184 Abbildungen. Broschiert 3 *M.* — Joh. Böttner, Das Buschobst. Schnell-lohnende Obstzucht nach vereinfachtem Verfahren. Mit 59 Abbildungen. Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt. Geb. 1,80 *M.* — Rob. Betten, Die Rose, ihre Anzucht und Pflege. Praktisches Handbuch für Rosenfreunde. Mit 138 Abbildungen. Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt. Geb. 4 *M.* — Schmidlins Gartenbuch von Nietner und Rümpler. Praktische Anleitung für jedermann zur Anlage und Bestellung von Haus- und Wirtschaftsgärten. Mit 751 Abbildungen. P. Parey, Berlin. 10 *M.*

Theodor Meyer-Steineg: Vierzehn Lieder im Volkston zur Laute. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1911. 2.— *M.*

Der Verlag Diederichs, der sich durch seine starke Mithelferschaft im Ringen um eine neue Buchkunst die größten Verdienste erworben hat, dem wir so zahlreiche aus zielsicherem Schaffen geborene und liebevoll geschmückte Bücher auf allen Gebieten der Literatur und Kunst verdanken, hat nun zum erstenmal auch ins Reich der Frau Musika sein Banner getragen. „Vierzehn Lieder im Volkston zur Laute" ist darauf zu lesen in Ehmckes prächtiger Fraktur. Theodor Meyer-Steineg aber leitet diese fröhliche Heerfahrt und würtet die alten Texte und die Verse der Besten unserer Zeit, der Klaus Groth, Gustav Falke und Liliencron mit dem blanken Rüstzeug von Sang und Klang. Den edelen Zierat lieferte der Verlag, der mit diesem Werke wieder eine Probe seines großen Geschickes im praktischen Ausgestalten neuer Aufgaben und in der Auswahl geeigneter Kräfte zur Verwirklichung seiner Absichten gab. So entstand unter des Düsseldorfer Meisters Ehmckes schmückender Hand dieses fast quadratische, in hellem Ockerton gehaltene Buch mit dem Bild einer jungen Lautenschlägerin in herber Holzschnitttechnik, das selbst unter einem ganzen Stapel buntröckiger, farbenprunkender Bücher sogleich den Blick auf sich lenkt. Singweise und Lautensatz erscheinen in einer ganz neuen Gestalt, die auf die Technik des Schreibens zurückgeht und in den Lautenbüchern des sechzehnten Jahrhunderts Vorbild und Anregung findet. Die Noten sind der Feder entsprechend viereckig, der Notenstrich zeigt in der Viertelnote deutlich die ausgehende Feder, ebenso das Häkchen der Achtelnote. Alle Zahlen, Striche und sonstigen Zeichen gewinnen so Kraft und Charakter. Das ganze aber wirkt erfrischend neben der übermäßigen Exaktheit und Nüchternheit, die Lithographie und Stich im neunzehnten Jahrhundert unseren Notenblättern anerzogen haben.

Man kann dem rührigen Verlage für diesen Versuch, eine Reform des Notensatzes herbeizuführen, nur Dank wissen und ihm zu rüstigem Weiterschreiten auf der selbstgewählten Bahn ein frohes „Glück zu" bieten. W. F. Sch.

Geschichtliches

Ein Schulstreit der alma mater Leopoldina **zu Breslau, 1730 und 1731.**

Nur wenige Monate noch trennen uns von der hundertjährigen Jubelfeier der königlichen Universität zu Breslau, deren Geschichte seit der Kabinettsordre König Friedrich Wilhelms III. vom 3. August 1811, die die Viadrina in Frankfurt a. O. mit der Leopoldina in Breslau vereinigte, von berufener Seite geschrieben wird. Daß bei solcher Gelegenheit auch mancherlei aus dem Aktenstaube hervorgezogen wird, was früher liegt, was vor der Säkularisation schon sich abspielte, was die ehemalige Jesuitenuniversität angeht, aus der die königliche Universität hervorgegangen ist, ist verständlich. Möglich, daß sich das Material dann verdichtet zu einer aktenmäßigen Geschichte der Breslauer alma mater überhaupt, für die ganze Zeit ihres Bestehens von 1702 bis 1811.

Einen interessanten Streitfall zwischen der jungen Leopoldina in Breslau und den Troppauer Klosterschulen teilt Zukal in der vortrefflichen „Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Oesterreich-Schlesiens" mit. Er fällt noch in die Zeit des ungeteilten Schlesiens, in die Jahre 1730 und 1731.

Wie nach dem dreißigjährigen Kriege allenthalben neues Leben aus den Ruinen erblühte, so suchten auch die Klöster ihren alten Wirkungskreis wiederzugewinnen und da aus dem Vorhandensein von Lektoren unter den Konventualen der Dominikaner und Minoriten der

Schluß auf die Ausbildung von Novizen in der Philosophie schon vor dem großen Kriege nahe liegt, so ist nur natürlich, daß man dieses wichtige Erziehungsmittel für das Leben im wohlverstandenen eigenen Interesse auch später wiederzugewinnen bestrebt war. So richteten die Troppauer Dominikaner und Minoriten, wie das auch anderwärts geschah, Klosterschulen ein, in denen sie weltliche Scholaren unentgeltlich in die Wissenschaften einführten. Ohne Beanstandung, bis die Leopoldina in Breslau, auf ihre Privilegien gestützt, gegen das Klosterstudium sich wendete. Schon 1706 hatte sie von Kaiser Josef I. die Pragmatikalsanktion erhalten, nach der die Ordenskonvente weltliche Scholaren von der Teilnahme am Unterrichte, überhaupt von jedem Privatunterrichte im Kloster, auszuschließen hatten. Das rief, wie wir an dem Beispiele aus dem Troppauer Landesarchiv ersehen, lebhaften Widerspruch, ja sogar Widerstand hervor.

Ende April 1730 hatte der Rektor der Breslauer Universität, P. Franz Wenzel, beim königl. Oberamt in Breslau Beschwerde gegen die Troppauer Klosterschulen geführt, die durch Unterricht an Laienschüler, ja sogar durch Veranstaltung öffentlicher Disputationen die verbrieften Gerechtsame der Breslauer Universität beeinträchtigten. Infolgedessen verfügte der Oberamtsdirektor von Schlesien, Graf Johann Anton Schaffgotsch, und ließ durch den Landeshauptmann zu Troppau dem Dominikanerkonvent aufgeben, „die Rezipierung derer Laicorum ad studia und derlei heimliche Doctur einzustellen und zu schärferem Einsehen keinen Anlaß zu geben."

Die Dominikaner fügten sich; nicht ohne weiteres jedoch die Minoriten, gegen die am 13. Dezember 1730 eine abermalige Beschwerde des Senats der Universität Breslau an das Oberamt abging, weil sie sich „untermaßen, in apertam elusionem iurium universitatis verschiedene studiosos laicos in notabili numero in ihre daselbst hegende Clancularstudium zu rezipieren." Die Verteidigung des P. Guardian Chrysant Hahn hat ja einige schwache Punkte, ist aber, mag sein stellenweise etwas herausfordernd, sonst von herzerfrischender Deutlichkeit. Das Patent vom Jahre 1706 ist ihm nicht bekannt gegeben worden, schreibt er; ebensowenig weiß er, ob die Rechte der Breslauer Universität sich weiter erstrecken, als die der uralten Wiener und Olmützer Hochschulen, die ohne Widerrede den privaten Unterricht der Philosophie an bürgerliche und adelige Studenten durch Ordensgeistliche gestatteten. „Zudem wird dem löblichen senatui academico, welcher ja aus lauter gelehrten P. P. societatis besteht, gar wohl bekannt sein, daß vor wenig Jahren in Breslau selbst ad s. Dorotheam einige vornehme junge Herren studium philosophicum gehöret, öffentlich defendieret und von denen P. P. iesuitis selbst oppugnieret worden et hoc sine laesione iurium universitatis, zu geschweigen, daß ich selbst eben in Breslau 1710 einem jungen Herrn von Jerin privatim philosophiam sine minima contradictione universitatis tradieret. Die Rechte der Universität können das ius paternum nicht beschränken, niemanden zwingen, seinen Sohn auf der Universität studieren zu lassen. Die tägliche Erfahrung lehre auch das Gegenteil. Graf von Oppersdorff habe seinen jungen Vetter, Grafen Heinrich, im Minoritenkonvent zu Glogau, Graf Georg Adam von Gaschin seinen Sohn vom Ordensbruder P. Stanislaus Heldt in die Philosophie einführen lassen . . . Die Unterweisung der Jugend sei ein Werk geistlicher Liebe ,also ein geistliches Werk und unterliege der bischöflichen Juditatur; es hätten sonach nur der Bischof von Olmütz oder die dortige Universität das Recht, dem klösterlichen Privatunterricht entgegenzutreten, aber sie gestatteten ihn ausnahmslos, zumal in Orten, die von Universitäten weit entlegen sind. Wozu auch, frägt der P. Guardian, erteilen die P. P. Jesuiten den Ordensgeistlichen mit der akademischen Promotion die veniam docendi, legendi re, wenn die Promovierten nicht befugt sein sollen, öffentlich oder wenigstens in privato zu dozieren? Jahrhunderte vor den Jesuiten haben die Studien geblüht, es sei von andern Orden ebensoviel geleistet worden, als von der alma Societas; warum solle ersteren verwehrt sein, arme Studenten gratis zu unterrichten? Man müsse sich gar sehr wundern, daß der akademische Senat sich nicht scheue, die Lehren eines Thomas von Aquino, auf denen die Jesuiten ihre eigenen vermeintlichen neuen Tendenzen aufgebaut haben, zu „clanculieren und Clancularstudium zu nennen." Der Guardian ersucht, die Beschwerde des akademischen Senats an den Bischof und den Pro-

vinzial weiter zu geben, damit „sein armes Convent nicht mehr beläftiget werde."

Die Replik des Senats an das Oberamt ging auf die „impertinenten Anzüglichkeiten der eifersüchtigen Charteken" nicht ein, sondern widerlegt rein sachlich die Ansichten des P. Guardian der Troppauer Minoriten aus den Privilegien der Universität Breslau. Ob andere Universitäten eine sanctio institutoria hätten oder nicht, habe mit dem vorliegenden Falle nichts zu tun. Was mangels ausdrücklicher Zustimmung des akademischen Senats zum Mißbrauch geworden sei, könne dem Privilegium der Universität in keiner Weise präjudizieren. Das von der Universität verliehene ius docendi habe mit dem Bischof nichts zu tun, denn es entspringe, wie die Hochschule selbst, kaiserlicher Machtvollkommenheit. Das Recht zu lehren beginne immer erst mit einer Bestellung dazu durch eine zuständige Autorität. Ob die Jesuiten den Thomas von Aquin richtig oder unrichtig auslegten, sei für die Entscheidung dieses Falles völlig belanglos.

Im Frühjahr 1731 wurde auf Anordnung des königl. Oberamts in Breslau durch den Troppauer Landeshauptmann dem P. Guardian angedroht, daß bei weiterem Widerstande gegen die Pragmatikalsanktion von 1706 und die daraus entspringenden Verfügungen des Oberamts dem Kloster die Temporalien gesperrt werden würden.

Damit schließen die Akten über diesen Schulstreit. Die alma Societas hatte gesiegt. Dr. Tw.

Kunstleben

Vierte Ausstellung von Werken moderner Meister aus Breslauer Privatbesitz

Eine Ausstellung von Werken aus Privatbesitz entbehrt mehr als jede andere Kunstausstellung eines festen Gesichtspunktes. Sie hängt von mancherlei Zufälligkeiten und Rücksichten ab, die mehr als es für die Wirkung einer Ausstellung gut ist, die Einhaltung einer Richtlinie erschweren.

In Breslau fand vom 17. April bis zum 14. Mai im Schlesischen Museum der bildenden Künste die vierte Ausstellung von Werken moderner Meister aus Breslauer Privatbesitz statt. Auch bei dieser begnügte man sich wie bisher, eine Auslese der zur Verfügung gestellten Werke zu treffen. Begreiflicherweise muß gerade in diesem Falle die Auswahl durchaus weitherzig getroffen werden. Maßgebend dafür ist nicht eine begrenzte, persönliche Kunstanschauung, sondern allein der Wert eines Werkes innerhalb seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses. Doch hätte man manches Werk dem Publikum vorenthalten können, nein, müssen, weil durch die Ausmerzung der unbedeutenden und gleichgültigen die reichlich gefüllten Wände entlastet und die guten Werke zu stärkerem Zusammenhang und gesteigerter, gesammelter Wirkung gebracht worden wären. So hätte diese Ausstellung mit geringer Mühe aus einer zufälligen Zusammenstellung moderner Meister ein Ueberblick über die moderne Kunst und deren Ursprünge werden können. Denn Anzahl und Art der ausgestellten Bilder ist so, daß man recht klar und umfassend die Entwickelung und die Zusammenhänge der modernen Kunstströmungen hätte zeigen können. Man brauchte nur das vorzügliche Material durch eingehendere Auswahl und eindringlichere Anordnung zu intensiverer Wirkung zu bringen; wo nötig und möglich, konnte man den Ueberblick ergänzen und verstärken, durch Einfügung eines oder des anderen schon auf früheren Ausstellungen gesehenen Werkes. Es ist schade, daß diese günstige Gelegenheit nicht benützt und dem Laien das so nötige und nützliche Vergleichen erschwert wenn nicht unmöglich gemacht worden ist. Der Wert dieser Ausstellung wäre durch ein Stück praktische Kunsterziehung erhöht worden.

Es ist hier nicht möglich, näher auf die vielen guten und ausgezeichneten Werke einzeln einzugehen; ein kurzer Ueberblick genüge.

Die ältesten Bilder stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man sieht für den Zeitstil interessante, an sich wenig bedeutende Portraits von Johann Heinrich Tischbein, Robert Fulton und Franz Krüger, und eine intim gegenständliche Gebirgslandschaft von Josef Anton Koch. Den Modernen in Auffassung und freierer Darstellung näher steht eine romantische Landschaft Kaspar David Friedrichs. Zeitlich schließen sich an: eine historische Kompositionsskizze Alfred Rethels, die von dem späteren Meister noch wenig gibt, zwei herzliche Zeichnungen Ludwig Richters und eine Landschaftsskizze Adolph von Menzels, der noch durch eine

prächtige Bleistiftstudie viel besser vertreten ist. Karl Spitzweg leitet schon zur alten Münchener Schule hinüber; drei Bilder geben ein charakteristisches Bild von ihm, von denen „Der Spaziergang der Institutsmädchen" in Farb- und Luftstimmung am feinsten ist.

Qualitativ höher stehen die Franzosen jener Zeit; von ihnen sind besonders die aus starkem Naturempfinden heraus entstandenen, kräftig gemalten Landschaften von Rousseau, Dupré und Courbet zu erwähnen.

Von den älteren Münchenern sind am besten Diez und Harburger. Landschaften der älteren Zeit sieht man von Oesterley und Achenbach, bessere von Konrad Lessing. Doch bei weitem das bedeutendste aus jener Zeit ist das prächtig sicher und flüssig gemalte Selbstportrait des ernsten Hans von Marées.

Die Franzosen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts legten den Grund zu unserer modernen Kunst. In frischem, unbekümmertem Studium der Natur, im lebendigen Erfassen des Malerischen ohne Nebengedanken, im heißen Ringen um neue Mittel sind sie uns vorausgeeilt. Manet, der gewaltigste und vielseitigste von ihnen, ist hier mit einer flüchtigen, aber vortrefflich erfaßten und temperamentvoll skizzierten Pinselzeichnung vertreten. Monet ging bei ihm in die Schule. Aus jener Zeit, wo er in der flächigen, breitpinseligen Art an Manet erinnerte, stammt das solide Portrait in einem Laubengang, das so erfrischend sicher und frei gemalt ist. Von Pissarro sehen wir eine Landschaft mit schwerer, schwüler Stimmung und eine wundervoll in sich abgerundete, nur das Wesentliche schlicht gebende Bleistiftstudie. Doch das schönste und malerisch am höchsten zu bewertende Werk jener Zeit ist: Le chemin des bois à Ville d'Avay von Sisley. In seiner innigen Weichheit ist's ein prächtiges Stück feiner Licht- und Luftmalerei. Ein zweites Bild desselben Meisters zeigt mehr das Ringen um ein schwieriges Problem.

Die moderne Münchener Schule ist sehr umfangreich, und wenn nicht immer ausgezeichnet, so doch bezeichnend vertreten. Leo Putz mit einer farbig geschmackvoll, fleckig gemalten Mädchenfigur in einem Park, Bechler und Erich Erler wenig vorteilhaft aber charakteristisch, Fritz Erler besser mit vier sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Portraits. Eichler zeigt eine schöne dekorative Landschaft auf einer Holztafel, deren Maserung geschickt benützt ist. Hugo von Habermann hat eine reizvolle, bildmäßig wirkende Atelierstudie, Uhde eine regenkühle Abendlandschaft mit Figuren. Toni Stadlers stark empfundene, kleine Landschaften gehören zu den besten Bildern der gesamten Ausstellung. Von Keller, Zumbusch, Samberger, Stuck und Lenbach sieht man für jedes Meisters Art charakteristische, doch nicht hervorragende Portraits und Kopfstudien.

Berlin ist mit seinen besten Namen vertreten. Es ist mehr als das kultiviertere, maßvollere München geneigt zum rücksichtslosen Draufgängertum und hat mehr äußeren Zusammenhang mit Paris. Von Liebermann sieht man eine Reihe flüchtig erhaschter Skizzen, von denen wohl das Waldinnere und der Strand bei Scheveningen das Beste sind. Das mehr bildmäßige: In der Küche steht trotz stellenweiser stofflicher Qualität zurück. Weder Slevogts „Waldlandschaft" noch Corinth's Stilleben sind mehr als gute Gelegenheitsarbeiten. Von Leistikows drei Landschaften ist der „Strand" eine feine, anspruchslose und gerade darum so sympathische Arbeit. Skarbina ist auffallend zahlreich durch geschickt gemachte, aber mit wenig innerer Anteilnahme und persönlicher Auffassung entstandene Bilder vertreten. Kardorffs lebendige Portraits und Kayser-Eichbergs geschmackvoll dekorative Landschaft sollen nicht unerwähnt bleiben.

Von den übrigen deutschen Künstlern ist vor allem Trübner zu nennen. Sein „Starnberger See" ist ein wundervolles Werk ungesuchter, objektiver Landschaftskunst. Des weiteren Bantzer, mit dem in ruhiger Sicherheit erfaßten und gemalten Portrait des Dr. H. von Korn, Volkmann mit einer schlichten Landschaft und Ludwig von Hofmann mit einer Aktstudie. Eine technisch und inhaltlich interessante Federzeichnung Max Klingers ist noch zu erwähnen, und daß von zeichnerischer Kunst überhaupt noch einiges Feine zu sehen ist.

Das Ausland ist außer durch die schon genannten französischen Meister noch mit einigen Bildern vertreten, die alle in ihrer Art typisch sind und zum Vergleichen reizen. Von Mesdag sieht man eine graue, selbstverständliche Marine; von Paterson eine urwüchsige Landschaft, die in ihrer natürlichen Kraft

an Constable erinnert; von Austen Th. Brown einen für die Schotten bezeichnenden silbrig grauen Regentag. Doch dann ist vor allem Hodler; sein „Holzfäller" macht in seiner groß gesehenen und wandbildmäßig gemalten Art einen starken Eindruck. Van Gogh und Munch haben schwache Arbeiten da, in denen das Wollen in der systematischen äußeren Technik stecken blieb.

Diesen beiden letzteren nahe steht das junge Paris. Es ist mit einigen der angesehensten Namen vertreten, wie Matisse, Guillaumin, Puy, Picasso, Du Friesz, Flamin. Ist in manchem der Werke eine gute Absicht unverkennbar, so ist der Ausdruck derselben entweder durch fehlende klare Uebersicht und Reife im Keime erstickt oder durch radikale Einseitigkeit, (nicht zu verwechseln mit wirklicher Primitivität), Schematisierung (nicht zu verwechseln mit Stil) und Eigensinn (nicht zu verwechseln mit Persönlichkeit), verstimmend und an sich ungenießbar. Ein in Farbe und Rhythmus schönes, persönlich empfundenes Werk ist die „Ruhe" von Flandrin im Wandbildstil gedacht, steht das kleine Format in innerem und äußerem Widerspruch zu Auffassung und Technik.

Die schlesischen Künstler sind zahlreich genug, aber meist schlecht vertreten. Zu nennen wären Spiro, dessen Portraits Pariser Einfluß zeigen, Kaempffer, von dem neben einem wenig glücklichen Anekdotenbild ein nach jeder Richtung hin durchgeführtes Damenportrait ausgestellt ist, und Wislicenus mit dekorativen Landschaften. Von den übrigen Lebenden ist mit Ausnahme von Völkerling kein bemerkenswertes Werk zu sehen. Doch müssen noch Wölfl und Adolf Dreßler, dessen kleine Baumstudie bei weitem frischer ist als sein Rotwassertal, genannt werden.

An einigen guten Plastiken fehlt's nicht. Neben bekannten Bronzen von Gaul, v. Gosen und Meunier ist vor allem die impressionistische, an Rodin gemahnende „Fécondité" des in Paris lebenden Bernhard Hoetger, die ernste, edelformige „Römerin" von Poursia und das herb empfundene „sitzende Mädchen" von Kolbe zu erwähnen.

Es wird vielen überraschend gewesen sein, in dem als kunstunverständig und gleichgültig verrufenen Breslau eine solche Fülle guter Kunst aufgespeichert zu sehen. In der Tat ist ja der Kreis der Kunstliebhaber nur klein. Sicher kaufen diese auch öfter nach dem modeberühmten und klingenden Namen als nach innerer Güte. Möge diese Ausstellung den Kunst-Sammeltrieb anregen und veredeln. Wenn die weiteren Schätze der schlesischen Kunstliebhaber in einer neuen Privatbesitzausstellung dem Publikum erschlossen würden, so wäre das mit Freude und Dank zu begrüßen.

A. N.

Aus dem Görlitzer Musikleben

Die verflossenen Wintermonate brachten dem hiesigen Publikum wiederum eine reiche Auswahl von Konzerten auf den verschiedensten musikalischen Gebieten: Chor-, Orchester-, Orgel-, Solisten- und Kammermusik-Konzerte. Für letztere setzte sich die ausgezeichnete Quartett-Vereinigung Petri aus Dresden ein, die an vier Sonntag-Nachmittagen einen schönen Ausschnitt aus der Streichquartett-Literatur alter und neuer Zeit bot. Die Vereinigung spielte im Bankettsaal der Stadthalle, der sich als akustisch günstig für derartige Musik erwies. Der große Saal der Stadthalle, die ja auch den Musikfesten ein neues Heim bieten soll, wurde in der mannigfachsten Weise herangezogen, indem alle großen Musikaufführungen in ihm abgehalten wurden, mit Ausnahme allein des Konzertes des Berliner Domchores, das in der altehrwürdigen Peterskirche stattfand. Bei dem großen Stadthallen-Musiksaal stand vor allem die neue schöne Konzert-Orgel von der Firma Sauer (Frankfurt a. O.) im Vordergrund des Interesses, die mit ihren vier Manualen (das vierte Manual ist als Fernwerk eingerichtet) und allen modernen Einrichtungen ein großzügiges Orgelwerk darstellt, dessen Vorzüge an zwei Abenden durch Domorganist Irrgang (Berlin) und Straube (Leipzig) in das rechte Licht gesetzt wurden. Unter den Choraufführungen gab es ein Jubiläumskonzert: Zum 50jährigen Bestehen der Singakademie, die in einem Festkonzert Regers 100. Psalm und das Musikdrama Gunlöd von Cornelius-Baußnern, unter Leitung ihres Dirigenten Dr. Koch, zur Aufführung brachte. Bemerkenswert war weiter die Erst-Aufführung der tonschönen und gehaltvollen Osterkantate von Bruch seitens der Philharmonie unter Leitung ihres neuen intelligenten Dirigenten Walter Reinhart, ein Konzert der vereinigten

Lehrergesangvereine Görlitz, Reichenberg, Zittau und Bautzen mit Richard Wagners Liebesmahl der Apostel und Bruckners Germanenzug im Vordergrund des Programmes. Aus der Reihe der Solistenkonzerte ragten hervor die Sänger Eugen Gura, das Ehepaar von Kraus aus Leipzig, Ludwig Wüllner mehr als Rezitator denn als Sänger, der Geiger Vescey. Unsere einheimischen Künstler, Dr. Hermann Brause und Kathi Brückner hatten mit eigenen Liederabenden gleichfalls guten Erfolg. Ausgezeichnetes boten die Volkskonzerte des Handwerkervereins, die erstklassige Solisten brachten, wie Frau Bosetti (München) Frl. v. d. Osten (Dresden), Prof. Wille, den hervorragenden Cellisten der Dresdener königlichen Kapelle. In einem derartigen Volkskonzert spielte sogar die gesamte Stadtkapelle aus Chemnitz i. Sa. unter Leitung des Operndirektors Malata, früheren Hofkapellmeisters in Dresden. Von den hiesigen Orchesterkonzerten sei noch erwähnt das Gastkonzert des früheren hiesigen Stadtkapellmeisters José Eibenschütz aus Hamburg, der im Verein der Musikfreunde mit der Görlitzer Stadtkapelle konzertierte. Die übrigen Orchesterkonzerte standen unter der Leitung des Stadtmusikdirektors Jüttner. Jetzt sind unsere Chorvereinigungen eifrig an der Arbeit für das kommende 17. Schles. Musikfest, auf das sich gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit richtet.

M. J.

Karl Hanusch, dem wir die drei frischen, frühlingsfrohen Federzeichnungen verdanken, die dieses Heft schmücken, ist den Lesern der Heimatblätter schon von mancher schönen Bildgabe bekannt, und, ich denke, lieb geworden. Aus der letzten Zeit werden die beiden innig empfundenen Gemälde aus des Künstlers Heimat in Erinnerung sein, sowie das herbe Mädchenbildnis, zu dem Carl Hauptmanns „Mathilde" Anregung gegeben hat. — Karl Hanusch wurde 1881 in Niederhäßlich bei Dresden geboren. Sein Bildungsgang führte zunächst durch die Kunstgewerbeschule und die Kunstakademie zu Dresden, wo Hanusch zuletzt unter und mit Bantzer arbeitete. Starke Anregungen gaben dem jungen Künstler mehrere Sommeraufenthalte auf Sylt, Arbeiten in der Slowakei, deren vom westeuropäischen so verschiedenes eigenartiges Leben und deren farbenfrohe Bewohner einem Künstler viel geben können, endlich Studien in Wien, Holland und Paris. Seit zwei Jahren ist der Künstler als geschätzter Lehrer an der Breslauer Kgl. Akademie für Kunst und Kunstgewerbe tätig.

Baukunst und Heimatschutz

Ein Angriff auf die Heimatschutzbewegung

Daß materielle Interessen unter stärkerer, materieller Konkurrenz leiden, darüber Beschwerde zu führen, fällt keinem der materiell Interessierten ein; es gilt als schmerzliche Selbstverständlichkeit. Daß aber Kulturbewegungen mit ebensoviel und mehr Recht wie die „Konkurrenz" in das Wirtschaftsleben indirekt einwirken, zugunsten der einen, zum Nachteil der anderen, das will sehr vielen gar nicht in den Kopf: Sobald eine Kulturbewegung mächtig genug zu solchem Einfluß wird, so erheben die „Geschädigten" einen Widerspruch, als ob ein sittliches Unrecht im Werke wäre. So ist's jetzt mit dem Heimatschutz. Eine ausgezeichnete Verfügung der Potsdamer Regierung ging kürzlich gegen das Reklamenunwesen an zwei Bahnstrecken vor, und bald erschien im Berliner Tageblatt ein Protest gegen den „Uebergriff", ja, wir haben schon eine förmliche Vereinigung gegen solche „Uebergriffe".

Einem besonderen Angriff auf den Heimatschutz begegnet Prof. Gurlitt. Wir geben seine Ausführungen wieder und bemerken dazu, daß natürlich alles, was er von sächsischen Verhältnissen und vom sächsischen Gesetz sagt, ganz genau so auch in Preußen gilt.

Cornelius Gurlitt schreibt: Regierungs- und Baurat a. D. Hasak hat eine Broschüre herausgegeben, die er „Heimische Dachformen" nennt. Ziel dieser Broschüre ist der Kampf gegen Ausschreitungen des Heimatschutzes oder doch gegen das, was Baurat Jasak für solche hält, vor allem gegen die Bevorzugung des steilen Daches, wie sie jetzt in Architektenkreisen heimisch ist. Er findet ein solches nur bedingungsweise für praktisch und sieht daher in seiner Bevorzugung eine Willkür. Denn in sehr vielen Fällen handle es sich um Aufgaben, in denen die billigste und einfachste Lösung erstrebt werden müsse und in der jede Belastung des Bauherrn mit

erhöhten Kosten abgelehnt werden solle. So sei z. B. das jetzt beliebte Mansardendach kostspielig und nur eine Nachahmung der Formen des 18. Jahrhunderts, also keineswegs modern. Es bedinge auch bestimmte Dachdeckmaterialien und daher führe seine Bevorzugung den Ruin der Industrien herbei, die für das flache Dach arbeiten. Da nun durch die Heimatschutzgesetze der verschiedenen Länder die Staatsbehörden in die Wahl der Dachformen eingriffen, so sei eine „Erdrosselung" der betreffenden Industrien zu befürchten. Freilich treffe dies nur auf Nord- und Mitteldeutschland, besonders auf Preußen und Sachsen zu, während in Bayern das dort bodenständige flache Dach nach wie vor gepflegt werde.

Diese Erkenntnis führt Herrn Hasak zunächst zu einer kritischen Betrachtung des technischen Wertes der einzelnen Dachdeckmaterialien und zu einer entschiedenen Fürsprache für das Eindecken mit Dachpappe. Auf die Einzelheiten dieser rein technischen Besprechungen ist hier nicht näher einzugehen. Das Ergebnis allein beschäftigt uns und soll unangefochten bleiben, daß nämlich Landwirtschaft und Industrie das Dachpappendach kaum entbehren können. Man solle den Bau mit diesem daher nicht erschweren oder gar verbieten. Was soll, so fragt Hasak, daran so unverbesserlich häßlich sein? „Man muß diese Bauart nur künstlerisch bewältigen!"

Wer die Streitfragen im Städtebau einigermaßen verfolgte, der weiß, wie entschieden die Fabrikanten von Steinkohlenteer und Dachpappe gegen die Gesetze gegen Verunstaltung von Stadt und Land angekämpft haben. Sie schilderten diese Gesetze als die Ausgeburt eines fanatischen, einseitigen Hasses gegen ihre Erzeugnisse und als ein Mittel, diesem Hasse zum Siege zu verhelfen. Der Wunsch nach Erhaltung der landschaftlichen Schönheit erschien nach ihrer Schilderung nur als ein Vorwand, um sie unter diesem Deckmantel zu schädigen. Die Maßnahmen der Behörden, die auf das Gesetz sich stützen, wurden auf den Gesichtspunkt hin geprüft, ob sie dem Vertrieb von Dachpappe förderlich oder hinderlich sind, gerade als wenn dieser ein Kardinalpunkt deutscher Wirtschaftspolitik sei. Und Hasak tritt entschieden in diesen Kampf ein. Will man erkennen, was Hasak's Broschüre beabsichtigt, so muß man sich an die Stellen seines Buches halten, die durch Fettdruck herausgehoben sind:

„Das Ziel (der Volkskunstbestrebungen) muß durch Verbesserung des Geschmackes, zunehmenden Wohlstand, Mitwirkung der Architekten, nicht durch die Polizei erreicht werden." — „Bei dem Wechsel der künstlerischen Anschauung sollte nicht ohne dringlichen Anlaß der Baulustige gelegentlich zu einer von ihm nicht gewollten Bauart genötigt werden." — „Wir wollen keine Ausdehnung der polizeilichen Befugnisse." Also Kampf gegen polizeiliche Bevormundung! Hervorgehoben wird das Sächsische Gesetz gegen die Verunstaltung von Stadt und Land vom 10. März 1909, durch das „der Untertan schutzlos den Kunstverständigen überliefert werde".

Das Gesetz wurde, wie bei seiner Beratung allseitig anerkannt wurde, gemacht, weil das Land bisher schutzlos den Kunstunverständigen überliefert worden war. Auch Hasak klagt laut, daß jetzt viel Unschönes gebaut werde, auch er wünscht Besseres an seine Stelle. Hasak will unverkennbar nicht die Absicht des Gesetzes bekämpfen, den Heimatschutz; er erblickt den Fehler nur darin, daß die „Polizei", d. h. die Staatsbehörden angerufen werden können, um diesen Schutz durchzuführen. Den besseren Weg sieht er darin, daß die Künstler, die entsprechend ausgebildeten Architekten, die Entscheidung in die Hand bekommen, wie gebaut werden soll. „Jedes Gebäude und insbesondere jedes Bauernhaus", so sagt er, „paßt in die Landschaft, wenn es nur von einem Künstler gezeichnet ist." „Der ungelernte Architekt ist es, der alles verdirbt." „Jedes Baumaterial läßt sich mit oder ohne Geschmack schön oder unschön verwerten." Es sei ein Irrtum, an eine Volkskunst zu glauben, nur geschulte Kräfte hätten etwas zu leisten vermocht; der Fehler unserer Zeit sei nur, daß „diejenigen, welche die Kunst ausüben, sie nicht gelernt haben". Also müsse man dahin drängen, daß Bauten nur von Leuten ausgeführt werden, die im Bauen genügend unterrichtet sind. Wolle der Heimatschutz der Verunstaltung des Vaterlandes mit Erfolg entgegenwirken, dann müsse er vor allen Dingen das Publikum darüber aufklären, daß das Kunstwerk vom Künstler stammt.

Liest man diese Sätze, so kommt man leicht zu der Meinung, das Ziel der Heimatschutzbewegung sei ein anderes, als

das Hasak's, nämlich, von nun an nicht Künstler bauen zu lassen, sondern Polizeiorgane. Aber das, was Hasak erstrebt, deckt sich vollkommen mit der Absicht des sächsischen Gesetzes: Dieses will eine Handhabe schaffen gegen Geschmacklosigkeiten, die bisher nicht verhindert werden konnten; es will den „Gelernten" die Möglichkeit geben, ihr besseres Können an die Stelle des Unreifen zu setzen. Und es will unter bestimmten, sorgfältig verklausulierten Umständen ein Recht schaffen, nach dem das von den „Gelernten" als besser Bezeichnete erzwungen werden kann.

Hasak sieht die Hoffnung auf Erfolg in der Belehrung in der Baukunst. Der sächsische Staat, ebenso wie andere deutsche Staaten, unterhalten viele Anstalten, in denen Baukunst gelehrt wird: eine Technische Hochschule, Architekturabteilungen an der Kunstakademie und an der Gewerbeakademie Chemnitz, sowie an den Kunstgewerbeschulen, Bauschulen usw. usw. Ich weiß nicht, ob Hasak der Meinung ist, daß die Zahl der Anstalten, der Unterrichtsstunden oder der Schüler vermehrt werden soll. Oder wie soll es gemacht werden, daß jedes Bauernhaus ein Künstler baue? Wird denn jeder, der Bauschulen besuchte, ein solcher? Wie nach seiner Ansicht Baukünstler in genügender Zahl herangebildet und wie diesen die Mitwirkung bei jedem Bau gesichert werden soll — ohne gesetzliche Handhabe — darüber schweigt er sich leider aus.

Er gibt auch keine Anregung, wie etwa die Lehrpläne besser eingerichtet würden, das heißt: Er bietet nichts, rein gar nichts, was uns lehren könnte, wie der Einfluß der Künstler zu stärken sei, den er als das Entscheidende hinstellt.

Und dies, obgleich Hasak deutlich erkennt, daß es nicht so weiter gehen kann, wie in den letzten Jahrzehnten sich das Bauwesen entwickelte. Er wird zugeben, daß zwar in den Schulen der Baukunst genug — vielleicht zu viel — gelehrt wurde, daß der Fehler vielmehr wo anders liegt: Die „Gelernten" kommen an die von ihnen zu lösenden Aufgaben nicht heran. Er sieht, daß der Ungeschmack sich in breiter Flut über Stadt und Land ergießt; er sieht wohl auch weiter, daß die Hoffnung auf eine Besserung des Geschmackes nicht aufkommen kann, wenn man nicht Mittel ergreift, den Ungeschmack zu beseitigen. Aber er gibt leider den Weg nicht an, den er im Kampf gegen den Ungeschmack einzuschlagen denkt.

Er will „Hebung des Geschmackes ohne polizeiliche Eingriffe", Freiheit in der Wahl der Bauformen, Erziehung zum Besseren.

Von ästhetischer Volkserziehung ist ja viel gesprochen worden. Wie in der Kindererziehung: es gibt für diese zwei Wege, nämlich der Hinweis auf das Gute und das Abhalten des Einflusses des Bösen. Ich halte das letztere für das Wichtigere. Ebenso in der Kunsterziehung. Lassen wir den Dingen ihren Weg, so geht die Erziehung zum Kunstbösen in den Riesenschritten weiter, die sie seit einem halben Jahrhundert trotz der Kunstschulen und fast überreichlicher öffentlicher Belehrung genommen hat. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß mit der Zeit die Sache sich bessern werde, zumal wenn mehr solche Urteiler wie Hasak dazwischen reden; wenn es unter den „Gelernten" noch Viele gibt, die ebenso wenig zu höherem ästhetischen Empfinden erzogen sind, wie er. Die Sache wird sich unweigerlich verschlechtern. Die Kunsterziehung zum Schönen wird erstickt werden durch die Kunsterziehung zum Häßlichen. Es ist ja erstaunlich, was die Nation sich heute an Häßlichkeiten schon ohne Zucken bieten läßt, wie schwer es ihr wird, das Häßliche, daß sich ihr aufdrängt, als solches zu erkennen. Und wie harte Arbeit es kostet, dem jungen Schönen Anerkennung oder doch ruhige Würdigung zu verschaffen. Die Starken im Land sind die Dachpappenfabrikanten und ihre Gesinnungsgenossen, die Schwachen, die der Staat auch nach Hasak zu schützen hat, das sind die Vertreter höherer ästhetischer Anforderungen. Das haben die Gesetzgeber fast aller Kulturländer anerkannt: Sie wollen die verfolgte und verachtete Schönheit gegen die allmächtige Barbarei des Unschönen schützen, verteidigen.

Hasak hat sich von den Dachpappenfabrikanten belehren lassen: die Sache sei ungekehrt: Die Leute, die nach seiner eigenen Ansicht die Kunst allein machen können, die „Gelernten", denen er den größten Einfluß zuweisen will, die „Sachverständigen", hätten sich verschworen, das arme verachtete Wunderkind Dachpappe in seinem Wachstum aufzuhalten. Sein Aufsatz gipfelt in einer Apologie des Pappdaches. Die Heimatschutzbewegung wird bekämpft, weil sie angeblich für Dachpappe nicht genügen-

des Verständnis hat. Hasak wirft seine eigene Theorie vom Besserwissen und Besserkönnen der „Gelernten" um, sowie diese der Dachpappe bedenklich wird. Er warnt davor, auf die „Gelernten" zu hören, da sie mit ihrem Rat eine Industrie stören.

Da scheint mir sein Standpunkt doch recht verkehrt: Er hat ja selbst viel gebaut. Ich weiß nicht, ob er die Materialien für öffentliche Gebäude nach dem Grundsatz wählte, daß damit gewisse Industrien gefördert werden sollen. Ein solcher Wunsch mag nebenher gehen. Aber man baut nicht zur Hebung der Industrie, sondern die Industrie hat dem Bauwesen das zu liefern, was es braucht und wünscht. Der Staat, der Private sollen die Freiheit haben, das Beste und Preiswerte zu bevorzugen, nicht aber soll der Baumeister den Fabrikanten Aufträge für Waren verschaffen, die eigentlich den Wünschen des Bauenden nicht entsprechen. Entscheiden sich Bauherr und Baumeister dahin, weder Dachpappe noch Verblendsteine zu verwenden, so sind sie sich selbst dafür verantwortlich, nicht den Fabrikanten dieser Waren. So wenig die Ziegeleien ein Recht hatten, den Staat zur Unterdrückung von Zement- und Pappdächern aufzufordern, als diese auftraten und die Ziegeleien in ihrem Verdienst schädigten, so wenig ein Recht der Sandsteinbruchbesitzer besteht, gegen die Verwendung von Eisenbeton Widerspruch zu erheben, weil dieser sie schädige, ebenso wenig hat die Oeffentlichkeit ein Gesamtinteresse daran, wenn infolge veränderter Anschauungen über das, was vorteilhaft oder schön ist, nun die Flachdächer und die Teerpappe zurückgedrängt werden sollten.

Früher „schmückte" man Fenster, Türen und Möbel mit Kapitellen und Ornamenten, die in Zinkguß hergestellt und dann mit „Holzfarbe" gestrichen wurden. Diese Industrie hatte großen Absatz und beschäftigte viele Arbeiter. Sollten nun die öffentlichen Gewalten eingreifen, als an Stelle des Zinkgusses die Holzschnitzerei trat? Sollten sie ihren Baubeamten vorhalten, daß sie nicht das nach ihrem Ermessen Bessere wählen, sondern lieber am Alten haften, damit die Fabrikation ja nicht gezwungen werde, neue Wege zu gehen. Meines Wissens hat bisher keine Behörde die Dachpappe anders bekämpft als darin, daß das stumpfschwarze oder mit Sand bestreute, unter den in Sachsen heimischen Steildächern fremdartige und landschaftlich störende Dach dort vermieden werden soll, wo dem Bauherrn durch Aenderung seines Vorhabens, wie es im Gesetz heißt, kein „unverhältnismäßiger wirtschaftlicher Nachteil oder Kostenaufwand erwächst". Hasak scheint dagegen der Ansicht, daß der Staat, die Polizei die Pflicht haben, Dachpappe auch dort anzuwenden, wo nach der Ansicht der „Gelernten" diese nicht hingehört, gleichviel ob sie dort ein Landschaftsbild nach dem Urteil der Sachverständigen störe oder nicht.

Hasak spricht weiter im allgemeinen dem flachen Dach das Wort. Er erwähnt jenes am bayerischen Bauernhaus und das, was die Schinkel'sche Schule anwendete, die freilich bei ihrer Planung sicher nicht an bayerische Bauernhäuser, sondern an florentiner Villen und südfranzösische Anlagen dachte. Er gibt dafür Beispiele, daß über Fassaden in italienischem Stil Dächer, deren Oberfläche man gar nicht sieht, sondern die nur durch ihre den Schauseiten Schatten spendende Auskragung wirken, sehr gut aussehen können. Das ist eine Binsenwahrheit, die kein Mensch bezweifelt. Darauf kommt es gar nicht an. Aber Hasak liefert kein einziges Beispiel dafür, daß in einer Stadt, einer Straße, einem Dorf, auf einem Gut oder sonst, wo bisher das Steildach herrscht, durch Einführung eines einzelnen Flachdaches eine künstlerische Wirkung erzielt worden sei. Wenn ein Grundbesitzer in Westfalen sich einen alleinstehenden Hof nach Art bayerischer Häuser bauen will — warum nicht! Wenn es einem Künstler gelingt, in einen Kreis von Steildächern ein Flachdach künstlerisch einzufügen — so wird Niemand etwas dagegen haben. Aber wenn ein solches Dach brutal die Gesamtwirkung eines Ortes oder Landschaftsbildes stört — dann soll die Behörde mit milder Hand eingreifen dürfen, soweit dadurch dem Bauherrn kein „unverhältnismäßiger Nachteil" erwächst. Hasak's Denken kann doch wohl nicht so mit Dachpappe infiltriert sein, daß dies nicht auch sein Wunsch ist, daß er darin nicht eine sehr wirksame Kunsterziehung sieht.

Ziel der Heimatschutzbewegung ist ausschließlich, das Häßliche zu verdrängen eben dadurch, daß man Künstlern Gelegenheit gibt, sich auch an bescheidenen Aufgaben zu betätigen, an die sie sonst nie herankämen. Ein Mitglied der sächsischen Ersten Kammer, Dr. Wach,

äußerte sich unter Zustimmung der Regierung über das Schutzgesetz dahin, daß durch dieses nicht eine Kultur des Schönen in dem Sinne getrieben werden dürfe, daß das, was die künstlerisch Gebildeten als das Vollkommene ansehen, dem Lande aufgezwungen werden solle. Das Negative, nicht das Positive sei der Zweck des Gesetzes. Nicht positiv soll es den Schönheitssinn pflegen, sondern die Unschönheit im Sinne des Verunzierenden oder Verunstaltenden bekämpfen. „Und dafür muß", so führte der Redner unter Beifall weiter aus, „das ganze Volk dankbar sein!"

Denn die zahlreichen, in vielen Ländern mit Zustimmung der Volksvertretungen geschaffenen Gesetze für Heimatschutz sind der Ausdruck eines unverkennbaren nationalen Willens: Wenn ein Bauherr ohne triftigen Grund anderen mit seinem Bau ein ästhetisches Aergernis, eine Störung ihres ästhetischen Empfindens bereitet, so besteht in fast allen Kulturstaaten ein öffentliches Recht, ihn von solchem abzuhalten. Wenn dieses Recht gehandhabt wird, dann geschieht eben das, was ich „Volkserziehung zum Schönen" nenne. Die „Polizei" ist dabei nur Ausführungsorgan eines öffentlich bekundeten Volkswillens.

Aber die Polizei ist nicht identisch mit dem Büttel: Sie maßt sich ein ästhetisches Urteil nicht an, sondern sucht dieses bei den „Gelernten". Früher suchte sie es nach dem Sinne des Gesetzes bei dem „Normalmenschen". Das heißt: nicht der Kunstgebildete und seine Ansprüche waren bei Beurteilung bauästhetischer Fragen maßgebend darüber, ob ein Bau die Ugegend verunstalte, sondern die Durchschnittsanschauung. Der Richter hatte diese zu suchen. Also der Sachverständige fiel bei der Beurteilung aus, weil er sich in der zu entscheidenden Frage über den Durchschnittsmenschen erhob. Ich empfahl einmal einem Richter, beim Bureaudiener und bei der Scheuerfrau — soweit diese nicht etwa durch Intelligenz hervorragten — sich ein solches Durchschnittsurteil zu holen, da er selbst ja unverkennbar nicht auf einer mittleren Erkenntnisstufe stehe, sondern darüber. Und so ist man denn in Sachsen bei Neuregelung der Sache dazu gekommen, daß man, wenn Hr. Hasak unter uns lebte, nun ihn fragen würde, weil nun bei uns der Sachverständige bei Entscheidung bauästhetischer Fragen herangeholt werden soll. Dies scheint aber Hasak nur dann der richtige Weg, wenn er dabei nicht der Dachpappe wehe zu tun sich gezwungen sieht.

Erblickt Hr. Hasak wirklich eine Gefahr für die deutsche Kultur, für das Blühen der Teer- und Pappenindustrie darin, wenn sächsische Verwaltungsbehörden ihn befragen würden, ob nach sächsischem Gesetz dieses oder jenes Pappdach die Landschaft oder das Ortsbild verunstalte oder nicht? Und daß dann auf Grund seines sorgfältig erwogenen Urteiles die Staatsbehörden die vom Gesetz vorgezeichneten Maßnahmen ergreifen? Ich glaube nämlich, daß Hasak in weitaus den meisten Fällen genau ebenso urteilen würde, wie die sächsischen Sachverständigen. Und daß er, hätte er sich um die Sachlage in der von ihm behandelten Angelegenheit etwas besser unterrichtet, seine herzlich verfehlte Broschüre nicht geschrieben hätte. —

Der Arnsdorfer Galgen.

Der Arnsdorfer Galgen, eines der allerletzten Denkmäler einer längst verschollenen Rechtspflege, ist nun, leider, endgültig dem Untergang geweiht. Das Bauwerk ragt als seltsame Ruine im Lande empor; es ist ein sinnfälliger Zeuge von Zeiten lockerer Ordnungen, die in unserer Phantasie als Dorado der Abenteuerlust und des kecken Mutes fahrender Wagehälse leben. Der Galgen ist der Gegenstand von mancherlei Erörterungen gewesen. Es ist sehr bedauerlich, daß die Bemühungen um seine Erhaltung keinen Erfolg gehabt haben.

Baumveteranen.

„Ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt, und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Unter einander herauf, und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigen Armen den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.

(Aus dem Gedicht „Die Eichbäume" von Fr. Hölderlin.)

Einer, der den Stürmen fast eines Jahrtausends getrotzt hat, der älteste der Crayner Eichbäume, ist nun am Ende seiner schier unversieglichen Lebenskraft angelangt. Noch jedes Frühjahr trieb der alte Riese frische Reiser; dies Jahr streckt er zum ersten Mal tote Arme zum Himmel.

Ueber den Baum und seine nicht minder ehrwürdigen Genossen schreibt Th. Schube in seinem verdienstlichen „Breslauer Waldbüchlein": Am rechten Ufer der Wütenden Neiße, nördlich von Niedercrayn, fast genau an der für Macdonalds Armee verhängnisvollen Stelle, ragen sechs mächtige Eichen wie natürliche Denkmäler an jenen Tag (26. August 1813) empor, an dem hier deutsche Kraft französischem Uebermut ein Ziel setzte. Von Crayn her erreicht man zuerst die großartige „Friedenseiche" (Umfang fast 7 Meter), dann folgen nach einem Baume von reichlich 6 Meter Umfang zwei nur wenig hinter der Friedenseiche zurückstehende; die fünfte ist wieder etwas minder umfangreich, die letzte aber, nach etwa 900jähriger Lebensdauer schon merklich altersschwach, ist mit 9½ Meter Umfang der stärkste Baum in ganz Schlesien.

Zeitschriftenspiegel

Der Kunstwart XXIV. 15. E. Nidden, Die Talente und die Dichtung. H. Marr, Mensch und Maschine. Aus Fr. Huchs Enzio. Rundschau. (Vortragskünstler. Vom Stillstand und Fortschritt der Talente. Höfisches Theater. In Sachen Karl Wilhelm Diefenbachs, von Fidus. Volksschulgesangunterricht. Die Geschichte eines Stadtwaldes. Die Ziele der Arbeitsschule.) Bilder. (Stille Stunde von W. Krain, acht Abb. z. Kunstphotographie, zwei B. v. Diefenbach.) Noten. (F. Schubert, Im Frühling.) — XXIV. 16. K. O. Erdmann, Vom klaren Denken. Aus Wilhelm Raabes „Altershausen". Rundschau. („Feig und gewissenlos". Der Jungdeutsche. Was ist Schundliteratur? Von Reinhardt zu Bonn, u. a. Musikpädagogisches. Ludwig Hofelich. Neues vom Alkoholkapital. „Margueritentag" und „Hilfstage". Warum liebt man uns nicht? Kolonisation von Oendländereien. Tageskampf. Ein Lieblingsschriftsteller der Katholiken (Paul Keller). Eine Anregung zum Frauenstimmrecht. Steins Testament.) Bilder, Noten. — Die neue Rundschau XXII. 4. F. Oppenheimer, Die Gewerkschaften. J. V. Jensen, Der Gletscher. S. Saenger, B. Disraelis Laufbahn. A. Holitscher, Landsend. A. D. Frost, Frauenwege. J. Elias, Fritz v. Uhde. H. Bang, Du sollst dich meiner erinnern. J. Schnitzer, Jesuitismus. D. Ricardo, Wirtsch. Chauvinismus. R. Hessen, Volksernährung. A. Wirth, Eine Entdeckung Nansens. E. Heilborn, Marie Ebners ethisches Vermächtnis. Chronik. Tagebuch.

Begründer u. Verleger: Dr. O. Reier, Hirschberg; Schriftleiter: R. Henseling, Breslau, Lessingstr. 19
Verantwortlich: der Schriftleiter.
Druck der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.

Der Berühmte

Der Geheimrat

Kleinigkeiten

Zeichnungen von Katharine Schäffner

Jähzorn

Rath. Schäffner